Münster.1933.No27 Phil. Diss.

Germanistik

FRANZ HERWIG

NACH PERSÖNLICHEN ERINNERUNGEN, BRIEFEN UND SEINEN WERKEN

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen

vorgelegt von

LORE LAWNIK

aus Hindenburg Oberschlesien

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Februar 1933

Dekan: Herr Professor Dr. Ley

Referent: Herr Professor Dr. Günther Müller

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Vorwort

Mit Franz Herwig verlor die katholische deutsche Literatur der Gegenwart eine ihrer beweglichsten und lebendigsten Persönlichkeiten. Daß man sich seines Verlustes wohl bewußt war, bewiesen die zahlreichen Nachrufe, die anläßlich seines Todes in Tagesblättern und Zeitschriften erschienen. In oft recht warmem Tone pries man seine Verdienste um katholisches Schrifttum und beklagte seinen allzu frühen Tod.

Wer in ihm einen Freund betrauert, weiß, daß er ihm unersetzlich ist. Im Beginne meines Studiums lernte ich ihn kennen. Daß ich dessen äußere und innere Schwierigkeiten überwand, verdanke ich viel seiner freundschaftlichen Teilnahme. Darum soll die vorliegende Arbeit mein Dank an ihn sein. Es ist nicht ihr Ziel, in erschöpfender Darstellung von Leben und Werk sich als erste Herwigbiographie zu dokumentieren. Im vorliegenden Versuch einer ersten Zusammenschau wollte ich nur die Persönlichkeit des Dichters herausarbeiten, wie ich sie in Erinnerung habe, wie sie aus seinen Briefen, deren ich einige recht inhaltreiche besitze, herausleuchtet, und wie sie sich in seinen Werken manifestiert. Daß ich an seinen literarischen Verdiensten und besonderen dichterischen Vorzügen nicht vorbeigehe, ist im Grunde selbstverständlich, weil sie sich aus der Persönlichkeit des Dichters ergeben. Eine systematische Einordnung in das Schrifttum unserer Zeit liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

Soest i. W. am 12. Juni 1932

Lore Lawnik

Inhalt

Begegnung 5
Die Aufgabe 7
Magd und Königin 18
Dienst am Vaterland 23
Bruder Mensch 31
Salva me, fons pietatis! 39
Zug der Gestalten 48
Schöpferische Kritik 55

Begegnung

Wer das vielfältige Leben aus seinen Bildern und Gleichnissen gläubig versteht, dem wird der Tod eines Menschen durch die feine Sprache der ihn begleitenden Dinge, die anscheinend sinnlos um dieses große Ereignis stehen, zur Offenbarung über das Wesen dieses Menschen und zur symbolhaften Umschreibung seines persönlichen Wertes.

Franz Herwig starb in der Augustmitte des ernteschweren Jahres 1931, um jene Tageszeit, in der die Sonne noch mit der ganzen Fülle ihrer Kraft die Erde überglüht. „Er hatte beim Mittagessen am Familientisch noch mit einer seiner Töchter gescherzt, sich dann aber in sein Arbeitszimmer zu einer Siesta zurückgezogen. Nach kaum einer Stunde hörte die im Nebenzimmer verbliebene jüngere Tochter den Vater ungewohnt röcheln. Als sie zu ihm hineinkam, war er bereits tot. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben, während er schlief, ein Ende bereitet. ... Er hatte eigentlich bis eine Stunde vor seinem Tode noch an eine Genesung geglaubt."[1]

Wer ihn im Leben kannte, empfand bei allem Schmerz einen feinen Triumph: man hatte sich in ihm nicht getäuscht, er war in seinem Tode so, wie er im Leben gewesen ist. Scherzend mit jenem Humor, den die Gelassenheit der Seele und des Herzens verleiht, ohne viele Umstände, ohne Aufwand, vollzog sich dieser Übergang aus der einen in die andere Daseinsform; mitten im Schlaf, so ist er fortgegangen, als wäre er nur in ein anderes Zimmer

[1] Aus einem Briefe Karl Muths an die Verfasserin.

geschritten und hätte die Tür energisch hinter sich zugezogen. Das kam so plötzlich und war so unabänderlich, wie er zu Lebzeiten seinen Besuch ankündigte, oder einen, der lange versprochen war, plötzlich absagte — man hatte sich einfach damit abzufinden.

Der Tod des Menschen schließt den Ring diesseitigen Erlebens. Ende und Anfang irdischer Freundschaft sind zusammengerückt, mit einander verschmolzen. Was erst Ahnung, Hoffnung, Glauben war, ist nun bestätigt, denn in der Stunde endgültigen Verlustes leuchtet noch einmal, schon verklärt vom Glanze der ewigen Hügel, die Seele des Heimgegangenen vor uns auf und entzieht sich zugleich irdischer Erreichbarkeit. So war es etwas Selbstverständliches, daß ich bei der ersten Nachricht von seinem Tode an jenen glückhaften Abend dachte, der mich mit der Freundschaft des Dichters beschenkte. Ich sah ihn fast körperlich vor mir, wie ich ihn zuerst gesehen hatte, diese kraftvoll gestraffte Gestalt im dunklen hochgeschlossenen Anzug, kühn die Stirn, Willenskraft in dem kräftig modellierten Kinn, den Mund mit seiner herben Schmalheit und seltsam zurückhaltenden Lippen, die Züge jugendlich gespannt und doch in ihrer scharfen Zeichnung verratend, daß der Meißel Gottes mit seiner schmerzvollen Schärfe sie in dieses Antlitz hineingegraben hatte.

Ihn umwitterte das „Pathos der Distanz", eine in der eigenen Kraft ruhende Geschlossenheit, die zur Ehrfurcht zwang. Es war schön zu beobachten, wie die Kellner oder Chauffeure ihn mit einer Achtung umgaben, die fern dem servilen Ton, doch jene Mauer respektierten, die er unbewußt zwischen sich und den andern aufgerichtet hatte.

An einem Oktoberabend 1924 hatten wir uns in

Neisse, einem alten schlesischen Städtchen, kennengelernt. Wir sollten am kommenden Tage beim festlichen Schlußakt der Ostdeutschen Hochschulwoche mitwirken. Aufgewühlt durch ein schmerzvolles Erlebnis, das ihm der vorhergehende Tag gebracht hatte, erzählte mir Herwig viel von sich, von seiner schweren Jugend, von den harten Wegen, die er in seinem Dichtertum gehen mußte. Ich weiß heute nicht mehr den Gang unserer Gespräche, unverlierbar aber blieb mir der Eindruck der tiefen Gläubigkeit seiner Seele. Glaube an Gott, an das endgültig Gute in Gottes Schöpfung, Glaube und Stolz auf seine eigene Kraft, das erschien mir damals schon als das Fundament seines Wesens. Und in diesem Glauben wurzelte die inbrünstige Liebe zu allem Geschehen und die beinahe fatalistisch anmutende Überzeugung von dem göttlichen Sinn, der sich im Ablauf der Dinge vollzieht. Schon an diesem ersten Abend wurde mir klar, daß er eine vorwiegend ethisch gerichtete Natur war, die unendlich viel von sich selbst verlangte; daß Herwig um weltanschauliche Dinge bitter kämpfte und mit einem schweren Verantwortungsbewußtsein sein Dichtertum trug.

Die Aufgabe

Man muß zu den Anfängen eines Menschen hinabsteigen, um das allmähliche Wachsen der Persönlichkeit, deren Wünsche und Sehnsüchte, die langsam sich bildende Gestalt ihrer Ideale zu begreifen.

Franz Herwig kommt von unten herauf, sozial gesehen, aber seine Seele ist schon in ihrer Frühe von einer Unruhe zerquält, die weiter zielt als nur bis zu dem Emporsteigen in einen gesellschaftlich bevorzugten Stand. Dem Reifenden unbewußt, offenbart sie sich ihm nur als Zug nach dem Süden, dem

deutschen Volke so sehr eigentümlich, daß der einzelne diese Sehnsucht nicht als seine Besonderheit beanspruchen kann. Sehnsucht nach dem Süden ist dem Deutschen, speziell dem Norddeutschen, Sehnsucht nach Klarheit. Der graue Himmel, in dessen schweren Wolkenmassen das Chaos braut und von Geheimnissen schwer über den Menschen hängt, weckt und steigert diese Sehnsucht nach südlichem Himmel und leichter durchsichtiger Luft, in der die Dinge in unbestechlicher Klarheit leuchten, in denen die Formen geschlossen und endgültig gegeben sind.

Und in Magdeburg, also im Norden Deutschlands, ist Herwigs Heimat und Elternhaus, ein Elternhaus, das den Himmel noch schwerer auf den jungen Franz drücken macht, ihm, dem Lebhaften, das Herz zusammenschnürt und kindlichen Frohsinn niederhält. Da ist zunächst der Vater, um den ein Geheimnis webt, der so viel schweigt, der mit schwerem Schritt durch die Jugend des Dichters geht. Er versieht als Wachtmeister treu seinen Dienst, zu Hause fürchten ihn die Kinder, denn er straft hart, wenn die Mutter die beiden bei ihm verklagt. Sie ist eine liebeleere Frau. In der Jugend schon beginnt die große Einsamkeit Herwigs, die deshalb so schwer ist, weil nicht mütterliche Liebe den Schlüssel zum Herzen des schwerverständlichen Jungen findet und sich, vielleicht unbewußt, dafür durch böse Tyrannei rächt, der sich der Jugendliche später durch die Flucht entzieht.

Herwig sprach ganz ruhig und leidenschaftslos, als er davon erzählte. Nur an dem Tonfall merkte ich, wie er noch in der Erinnerung darunter litt. „Einer von uns mußte gehen“, sagte er, „denn wir hätten uns gegenseitig geistig vernichtet. Meine Mutter ist an meiner Flucht gestorben. Nur wenn man

höhere Pflichten auf sich nimmt, darf man die natürlichen außer acht lassen." Diese Einsicht in die Notwendigkeit hatte ihm wohl die Qualen erträglich gemacht, ohne ihnen allerdings den bitteren Stachel zu nehmen.

Diese Flucht war instinktiv die Rettung des eigenen Ich für die spätere dichterische Mission Franz Herwigs.

Er hatte einige Jahre das Gymnasium seiner Heimatstadt besucht, das er aber nach dem frühen Tod seines Vaters ohne großen Schmerz verließ. Dann wurde er als Lehrling in das kaufmännische Büro einer großen Maschinenfabrik gesteckt. Was ihm über die Öde des Elternhauses, über manche langweilige Schulstunde hinweggeholfen hatte, versagte sich ihm auch hier nicht: er träumte und dichtete. Er lauschte auf die lockenden Stimmen, die ihn nach dem fernen Süden riefen. Indem er dann nach manchem ängstlichen Versuch endgültig die unsichere Fremde der immerhin schützenden Heimat vorzog, kam er auf langen Wegen endlich zu sich selber.

Wir sind es so gewohnt, zu hören, daß große Menschen einen langen Leidensweg durchgehen, bis sie an ihr Ziel kommen. Aber man muß sich die Stufenleiter ihrer Qualen einmal vorzustellen versuchen. Die Behaglichkeit des Lebens kann man nur dann unterschätzen, wenn man sie selbst nie zu vermissen brauchte. Sie trägt und schützt uns mehr, als wir uns dessen bewußt werden. Aber man denke: immer dem Zufall anheimgegeben sein, angefangen von dem Stück Brot, das man als Zehrung braucht und dem Dach, das vor Unwetter schützt, bis zur Erkenntnis der besonderen Aufgabe, die sich im Anfang auf geheimnisvolle Weise in Dunkel hüllt, — nur mit dem Glauben an die ungewissen Stimmen im Innern;

man versuche es einmal sich in eine solche Lage hineinzudenken, um das Risiko des jungen Herwig zu würdigen. Damals half ihm die Überzeugung, daß alles Große sich nur durch Opfer und harte Prüfung dem Menschen schenkt. Und der Beruf zum Dichter ist doch etwas Großes und Gewaltiges!

Wenn nur nicht der Zweifel an sich selbst und an die eigene Kraft wären! Wenn größere Erfolge bei der Not und Arbeit ihm die Richtigkeit seiner Vermutungen häufiger bestätigt hätten! Zwar blieben sie nicht ganz aus, Verschiedenes wurde in Zeitschriften gedruckt, Dramen wurden mehrere Male aufgeführt, aber das ist doch nur so viel, um dem jungen Dichter Kraft zu geben, neue größere Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. Mit zehn Mark in der Tasche ging er nach Berlin. Er hatte keine Unterkunft, keinerlei Verbindungen. Es trieb ihn in das geistige Zentrum des blühenden Kaiserreiches. Er erlebte es aus der Perspektive jener, die nichts besitzen. Er sprach nicht oft davon. Gelegentlich erwähnte er es. Als er mich einmal besuchte, hatte ich ihn vorher aufmerksam gemacht, daß meine Studentenbude ein wenig primitiv ausgefallen wäre. „Was willst du nur", rief er aus, „hier ist es doch herrlich! Weil kein Schrank da ist und die Kommode aus einer Holzkiste besteht! Ach Kind, ich wäre mir wie ein König vorgekommen, wenn ich in meiner Berliner oder Münchener Zeit eine solche Bleibe gehabt hätte. Daß dich ab und zu ein Mäuschen besucht, ist doch nicht schlimm, dann hast du doch eine amüsante Gesellschaft, denn Mäuse sind recht unterhaltsame Tierchen. Weißt du, ich habe manchmal Wochen hindurch stehend auf Postämtern meine Sachen geschrieben, weil die Obdachlosenheime kurz nach 1900 noch nicht so bequem eingerichtet waren wie heute." Wie wichtig diese Jugendeindrücke für ihn später

werden sollten, hatte er damals nicht geahnt. Mit einer geradezu verbissenen Entschlossenheit suchte er sich zu behaupten.

In dieser bitteren Wanderzeit begreift er aus eigener Erfahrung, daß das Leben jedem einzelnen Menschen seine besondere Aufgabe zuweist, daß je höher dieselbe ist, desto größere Opfer von dem einzelnen gebracht werden müssen, um sie zu erfüllen. Not und Elend sind keine Entschuldigungen für ein Versagen, es prägt sich ihm das Wort von der „Trägheit des Herzens", das mahnend und anfeuernd über seinem ferneren Leben steht.

In seinem ersten Roman „Die letzten Zielinski" (1906), in dem sich diese Erfahrungen in der Gestalt der Valerie verkörpern, läßt er diese ausrufen: „Der Mensch fällt um, wenn er keine Lebensaufgabe hat, die sein Wesen durchdringt und alle seine Kräfte erregt. Er verfault bei lebendigem Leibe." Ihre Aufgabe ist ihr klar: sie will das verschuldete elterliche Gut, letzter Rest einer großen polnischen Besitzung in Westpreußen, retten. Haben ihre Ahnen auf den Schlachtfeldern Polens ihr Leben geopfert, so ist ihr nur diese Mission geblieben; auf die Art der Aufgabe kommt es nicht an, nur auf die Größe der Hingabe, mit der der einzelne sie erfüllt und sich in ihr bewährt — bis zum Untergang, wenn der Sieg versagt bleibt. Erst viel später, in einem Werk seiner Reife, „Dunkel über Preußen" (1920) kommt ihm die Einsicht, daß es für uns genügt, Großes gewollt zu haben mit allen Kräften, daß der Sieg nicht von uns abhängt. In den „Letzten Zielinski" glaubt Valerie, daß für sie nur der Tod übrigbleibt, nachdem das Schicksal sich gegen sie verschworen hat. „Ihr Tod ist tragisch und groß wie ein Heldenlied."

Überhaupt ist ihre Gestalt ganz auf Größe an-

gelegt. Sie kennt keine Berechnung persönlicher Vorteile, sie steht ganz unter ihrer Aufgabe. Aber in Erfüllung derselben kennt sie auch keine Rücksichten. Das Sittengesetz gilt ihr nur so weit, als es sie in ihrer Aufgabe nicht hindert. Hingabe an das Werk, Kompromißlosigkeit und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst sind ihre besonderen Tugenden. Die Härte der Forderungen trifft ihre eigene Person am schwersten. Sie entzieht sich keiner Sorge, arbeitet auf den Feldern wie ein Knecht, bleibt in demütigender Stellung einer Wirtschafterin, als „die einfältige Krämerstochter aus Putzig" das Kommando nach und nach an sich reißt. Die Aufgabe gilt ihr alles, ihr eigenes Wohlergehen nichts. — — —

Dieses Ideal ist ein Bekenntnis zum Individualismus, der die Impulse der Masse vollkommen ignoriert. Eine andere Auffassung wäre auch kaum zu erwarten. Bei einem Menschen, der wie Herwig so unendlich Vieles getragen hat, um seinen Weg und seine Aufgabe zu erkennen, ist kollektives Empfinden eine Unmöglichkeit.

Das Bewußtsein der Verantwortung des einzelnen dem Leben und der gestellten Aufgabe gegenüber, erdrückt mit seiner Schwere beinahe den reifenden Dichter. Wird er seine Mission erfüllen können? Welche Kluft zwischen Wollen und Können! Begrenzung menschlicher Macht, wohin man schaut. Liegt diese im Willen des Schöpfers? Ist alles Kämpfen um Ausgestaltung der Persönlichkeit nur ein Weg, der von Gott fort führt, alles Mühen um dichterische Vervollkommnung nur ein Verlangen nach zeitlichem und damit vergänglichem Ruhm? Gewaltige Eindrücke, die er im Breslauer Dom zur Fastenzeit empfangen hatte — er war damals in äußerster Not bei seiner verheirateten Schwester untergeschlüpft und ratlos bedrückt wie nie — veranlaßten ihn, sich

dem Religiösen entschieden zuzuwenden. Der Stimmung seines Herzens entsprechend, übersieht er nur die erbärmliche Kleinheit des Geschöpfes, ahnt die unendliche Größe Gottes und erlebt als unversöhnlichen Gegensatz die Welt und ihren Schöpfer. Dieser Dualismus erschüttert ihn mehr als alle vorherigen Bitternisse und Härten des Schicksals, denn nun ist der Sinn seines jahrelangen Kampfes in Frage gestellt.

Da entflieht er mit dem Ertrage der „Letzten Zielinski" nach Italien. Hier bringt ihm die Gestaltung des Ottoromans „Wunder der Welt" die eigene Befreiung aus zweiflerischen Qualen. „Als ich meinen Helden am Fuße des Sorakte sterben ließ, war ich dem Leben wiedergegeben", äußerte sich Herwig in den „Erinnerungen".[1]

Es ist nicht von ungefähr, daß dieser Stoff den jungen Dichter erwärmt hatte. Otto III., jener sächsische Kaiser, der wegen seiner Gaben „das Wunder der Welt" genannt wurde, lebte um die Jahrtausendwende, um eine Zeit also, in der eschatologische Vorstellungen die Gemüter der Menschen ängstigten, und ein schroffer Dualismus die Seelen zerriß. Otto krankt an ihm. Von hier aus erfolgt die stärkste Hemmung, wenn er seine ererbte kaiserliche Aufgabe lösen will. Hie Welt und Herrschaft, da Gott und Weltflucht. Wir erkennen: Herwigs eigener Kampf!

Drei Wege öffnen sich dem jungen Kaiser, von denen jeder sein besonderer Weg zu sein scheint. Der eine, an dessen Beginn Willegis von Mainz als Wegweiser steht, hat die Stärkung der nationalen Macht Deutschlands zum Ziel. Der zweite, zu dem Gerbert von Reims leitet, führt zur Erhebung eines

[1] Dr. Agnes Herkommer und Lucie Stütz, Erinnerungen an Franz Herwig. Weimar 1932. S. 41.

universalen Kaisertums mit dem Sitz Ottos in Rom, der dritte, den Bischof Adalbert von Prag wandelt, läßt alle zeitlichen Ziele außer acht und will nur das Eine: sich anschauend in Gott versenken. Durch unstätes Wollen von einem Weg zum andern gerissen, durch seine Einzigkeit als Kaiser ohne einen selbstlosen, gleichgestimmten Freund, zermürbt von Einsamkeit und dem fruchtlosen Kampf mit dem widerspenstigen Rom, stirbt der Herrscher in jugendlichem Alter am Fuße des Sorakte.

Nach Vollendung dieses Werkes schenkt sich Herwig die Gewißheit, daß alles im Leben notwendig ist, auch Leid und Not und Verzweiflung, damit man leidend erst ganz Mensch wird.[1] Darum hatte er nichts umsonst erduldet, alles hatte seinen tiefen Sinn.

Diese Erkenntnis bleibt von nun an sein dauernder Besitz. Sie ist in allen Leiden, die ihm so reichlich beschieden waren, sein stärkster Trost geblieben. Diese alte Weisheit von der Erziehung des Menschen durch das Leiden ergreift er förmlich mit beiden Händen, macht sie zu seinem Lieblingsgedanken. In einem Brief vom 8. April 1925 schrieb er mir: „. . . Ich gönne Dir auch das Leid . . ., denn es soll Dir doch gut gehen; es ist ganz gleich, wie man sich dreht: man fällt immer in Leid, nur muß man zu ihm „ja" sagen, dann wird es fruchtbar. Vergebliches Mühen, sich vor etwas hüten zu wollen."

Diese Erkenntnis vertieft sich ihm in seinem nächsten Werk: „Die Stunde kommt" (1911). Wie er in den „Erinnerungen" sagt, geht die Gelöstheit in der Form dieses Romans zurück auf jene seelische Wandlung, die dem Dichter in Italien geschenkt worden war. Wir haben eine Rahmenerzählung vor uns, in der die Geschichte von der Entstehung des Romans

[1] Erinnerungen. S. 41.

sehr kunstvoll als Rahmen für diesen selbst benutzt wird. Und diese Entstehungsgeschichte enthält die Schilderung seelischer Erlebnisse eines Dichters, den die Freude am Werk von seinen Qualen erlöst. Indem er, selbst bitter leidend, die Leiden bejaht, werden ihm Auge und Ohr geistigerweise geöffnet, um das Leben und die Schmerzen Anderer zu begreifen — und zu gestalten. Erst leidend ganz Mensch sein, und so ein Schaffender werden — man fühlt diese für Herwig neu eroberte Erkenntnis zwischen den Zeilen der in Ichform geschriebenen Rahmenerzählung. Wenn man sich auch davor hüten muß, einen Autor mit einer seiner erdichteten Gestalten zu identifizieren, so sind wir im vorliegenden Falle doch berechtigt anzunehmen, daß Herwig hier symbolhaft seine eigene Wandlung umschreibt, daß die Fähigkeit seines Doppelgängers — eben des Dichters sich durch dichterische Schöpferkraft zu befreien, Herwig in der gleichen Stärke zum Bewußtsein gekommen ist. Schärfer gesagt, daß sich ihm seine Berufung zum Dichter endgültig bestätigt.

Werner Mahrholz sagt in seiner „Deutschen Literatur der Gegenwart" von einem unserer Modernen: „Nicht die Lust am Gestalten und Formen, am Wort und seiner Vieldeutigkeit ist die Wurzel seines Zwanges zur Mitteilung . . ., sondern Erlebnisfülle und Erlebnisqual zwingt ihn zu schreiben. Und dies Aufzeichnen aller Qualen und Ängste hat auch nicht die üblichen literarischen Absichten, sondern das erhabene Ziel, einer verwitternden Zeit Menschenbilder gegenüberzustellen, an denen sie sich zu neuer schöpferischer Arbeit orientieren kann." Das ist auch für Herwig gültig. Auch ihm bedeutete „ . . . der Dichter, der Schriftsteller eine öffentliche Figur, ein Gewissensmahner seines Volkes und in diesem Sinne

ein Führer . . .“[1] Man lese Herwigs Beitrag in der Festgabe zu Karl Muths 60. Geburtstag,[2] und man erkennt, wie ernst es ihm mit dieser Auffassung ist. Und in gleicher Weise ernst ist es ihm mit seiner Bereitschaft, Leiden, Einsamkeit, Kämpfe, die seine dichterische Mission ihm immer bringen sollte, auf sich zu nehmen; denn wie bei jedem echten Dichter war seine geistige Existenz so verflochten mit seinen Werken, daß er bei jedem neuen sich selbst von neuem w a g e n mußte. Eines aber war ihm noch, wie allen Tapferen, die durchhalten, geschenkt worden: die Begegnung mit der jungen „geistesweiten“ Zeitschrift „Hochland“ und deren Herausgeber, der ihn 1909 zum literarischen Kritiker berief. Damit wurde Herwig sein angestammter geistiger Lebensraum, der des katholischen Glaubens und katholischer Kultur wieder neu geschenkt, und das Kämpferische, das in seiner so stark aktiven Natur lag, an ein hohes Ziel gebunden.

Nun fließt der Strom dichterischer Gestaltung bei Herwig unermüdlich fort, sammelt sich aber nicht in einem breiten Bett, sondern rieselt in verschiedenen Flüssen und Bächen vorwärts, weites Land umgreifend.

Mit der eindeutigen Erkenntnis seiner Lebensaufgabe kam für Herwig die Zeit einer gewissen Seßhaftigkeit, die sich allerdings nur auf sein äußeres Leben bezog. Die Tage mühevollen Wanderns quer durch Deutschland, wobei er sich oft genug nicht von einem gewöhnlichen Tippelbruder unterschied, waren überstanden. Weimar, in das ihm auf seiner ersten Fahrt in die Fremde zunächst seine Sehnsucht getrieben hatte, erwählte er sich zu seinem ständigen

[1] Werner Mahrholz, Deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin 1930. S. 397. - [2] Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. München 1927. S. 381.

Aufenthalt. Die Treue zu seiner Aufgabe wurde ihm auch in materieller Hinsicht belohnt; im eigenen Haus konnte er seiner Familie die Behaglichkeiten des Lebens bieten, die er selbst so lange entbehrt hatte. Seinen schweren Aufstieg vergaß er nie. Einmal sprach er davon, wie Bekannte sich ein wenig neidisch geäußert hätten: „Dieser Herwig ist ja glänzend arriviert." „Ja", fügte Herwig hinzu, „wenn sie nur wüßten, wieviel unendliche Mühen mich das gekostet hat!"

Innerlich blieb er ein Heimatloser. Das schien ihm zum Dichter zu gehören. „Vorläufig sitze ich in Weimar", erzählte er bei unserer Begegnung. „Aber weiß ich wie lange? Mir liegt das Wandern im Blut. Vielleicht werde ich das alles wieder verlassen und wieder auf Landstraßen wandern, nicht wie jetzt im eigenen Auto, sondern wie in meiner jungen Anfängerzeit als armer Pennbruder. Ich hatte einen Verwandten, der lange Zeit Prior eines Klosters war und als eifriger Ordensmann geschätzt wurde. Plötzlich verschwand er. Man zerbrach sich den Kopf darüber. Er wollte einfach sein Leben wieder neu anfangen, das war es. Mir wird es vielleicht ähnlich gehen. Symbole für sein früheres Wandern blieben ihm seine Vortragsreisen, die die stillen Weimarer Arbeitstage unterbrachen. „Ich bin wieder auf der Walze", pflegte er dann zu schreiben. Aber seine Vermutung, vielleicht noch einmal als Wanderbursche durchs Land zu ziehen, bestätigte sich nicht. Mitten aus Arbeit und Plänen riß ihn der Tod am 15. August 1931, ihn, den Einundfünfzigjährigen, der noch geglaubt hatte, so viele neue Straßen des Lebens vor sich zu haben.

Magd und Königin

In einem kleinen Meisterwerk, der Novelle „Liszts letzte Liebe", glüht das letzte große Gefühl des Künstlers für ein kleines achtzehnjähriges Bauernmädchen aus Vollersroda, das vom väterlichen Hof das Geflügel für des Meisters Küche nach Weimar bringt. Lina ist von der ehrfurchtgebietenden Gestalt Liszts und von seiner Musik bezaubert. Er findet sie in der Abendstunde im Garten hinter Rosenbüschen, wo sie ihn heimlich verborgen am Flügel belauscht hatte. In kindlicher hilfloser Verehrung hatte sie dabei einen Rosenkranz gewunden. Der Meister sieht am kommenden Morgen, daß er ihn im abenddunklen Zimmer an einen Nagel gehängt hatte, der schon einen anderen Rosenkranz trug, den aus Perlen, „deren jede ein Gebet zu Maria bedeutet". Da zwingt sich ihm der Vergleich auf, er sagt schließlich: „Ohne vergleichen zu wollen — aber sind sich die beiden Frauen so sehr unähnlich? Strahlt nicht aus beiden das vom Manne am tiefsten Verehrte der Frau: Vertrauen, Glauben, Hingabe, Demut mit den über der reinen Brust gekreuzten Armen, die immer wieder spricht: „Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum tuum — sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort."

Der Musiker Daniel, der tragische Held in dem Roman „die Eingeengten", schildert seinem jungen Freunde Walter den Eindruck, den Hildegard Oppermann auf ihn gemacht hat: „Nun habe ich heute nachmittag das junge Mädchen gesehen, die Hildegard — was soll ich darüber sagen? Ungefähr dies: Mein ganzes Wesen hat leise und flehend zu singen begonnen — nicht ganz rein, denn es laufen einem ja immer verschiedene und ganz dissonante Gefühle

durcheinander, aber die Grundmelodie war doch ungefähr so: „neige du Strahlengleiche“ — . . . dieses Mädchen mit ihrer blanken, festen Jungfräulichkeit steht nun vor mir, nein über mir, gleichsam als Bewahrerin eines Gnadenschatzes und vielleicht als Spenderin der Gnade, als Vermittlerin — . . . was werden wird, weiß ich nicht. Aber jedenfalls ist mir so, als sei alles Frühere im Begriff sich davonzumachen, geduckt wie die scheußlichen Henker mit den Larven vorm Gesicht auf Schwindts letztem Bild zu dem Märchen von den sieben Raben. . . .“

Zwischen den beiden Polen: die Magd, die in liebendem Gehorsam dem Herrn dient, und die Königin, die ihn aus ihrer Machtfülle begnadet, — bewegen sich die Attribute, die nach Herwig zur Frau gehören. Der Mann ist aufs strengste verpflichtet, in der für ihn bestimmten Aufgabe sein Heil zu wirken, das Wesen der Frau dagegen erfüllt sich, wenn sie dem Manne dient und ihm Erhöhung seines Lebens, Wurzelboden seiner Kraft bedeutet. Aus der gottgewollten Ordnung in der Natur verstand Herwig die den beiden Geschlechtern zugeteilten Pflichten. In einer ziemlich erregten Debatte äußerte er sich folgendermaßen: „Du brauchst dich ja nur in der Natur umzuschauen, dann wirst du die Wahrheit meiner Ansichten anerkennen müssen. Nicht, daß ich den Frauen Heroismus abspreche —, in der Liebe, im Glauben, in der Selbstlosigkeit seid ihr stärker als wir. Aber wenn Gott das Weib vom Manne abhängig gemacht hat, wird er wissen warum. An der Tatsache können sämtliche Frauenrechtlerinnen nichts ändern. Ich verstehe auch gar nicht das Sträuben gegen eine solche Einsicht. Ist es nicht schön, wie sich die Geschlechter ergänzen? Haben wir Rechte, so habt ihr Macht, die aus der Tiefe eurer Seele kommt; — müssen wir uns im Leben in

oft hartem Egoismus durchsetzen, so lindert ihr diesen durch eure Selbstlosigkeit und Hingabe; — müssen wir skeptisch sein gegen uns und andere, so habt ihr den Glauben, der uns stützt, und die Hingabe, die uns tröstet! Und das lieben wir in euch, denn man liebt immer das, was man nicht hat. Wo wir uns aber auf gleichem Kampffeld begegnen, müssen diese natürlichen Beziehungen abreißen."

Darum verschloß sich Herwig dem neuen Weg der Frau. „Frauenstudium ist überhaupt ruchlos", schrieb er mir am 5. November 1929. Es schien ihm gegen die Notwendigkeit und damit gegen Gottes Sinn und Absicht zu sein, daß die moderne Frau sich einen eigenen Lebensinhalt sucht. Er, der es meisterhaft verstand, die Frau als Geliebte, als Mutter zu gestalten, er übersteigert sie fast bis zur Karikatur, wenn er eine berufstätige Frau zeichnet. Die Fürsorgerin Johanna in „den Eingeengten", die Medizinalpraktikantin in dem Roman „Fluchtversuche", die nervöse Literatin in „Liszts letzte Liebe" sind typisch für Herwigs Auffassung. Die Attribute für diese Johanna sind: eine anmaßlich funkelnde Galalithbrille, eine Aktenmappe, die sie nie aus der Hand läßt, und eine Kartothek. Ihre Stimme ist heiser vom vielen öffentlichen Reden; sie ist stolz darauf, ein vorurteilsfreier, das heißt ungläubiger Mensch des 20. Jahrhunderts zu sein. Ihre uneheliche Mutterschaft empfindet sie als brennenden Makel, nicht weil sie bürgerliche Moral ernst nimmt, sondern daß sie noch tief in der Tierheit steckt, noch ihre Funktionen hat... „Ich will ja gar nicht Weib sein, ich will Mensch sein . . . ich habe immer Verachtung für die Mädchen und Frauen gehabt, die mit dem schamlosen Zeichen der Mutterschaft und mit ihren stumpfen, feuchten Tieraugen zu mir aufs Büro kamen! . . ."

Diese Abneigung gegen die selbständige Frau ist bei ihm gefühlsmäßig. Er war stolz auf sein kraftvolles Mannestum, auf Mannesmut und Mannestat, die beschützen, hüten, führen will. Er liebt die Gegensätze, weil zwischen ihnen ungeheure Kräfte gelagert sind. Und er liebt über alles den natürlichen Verlauf der Dinge, weil sie sich aus Notwendigkeiten ergeben, und diese wiederum dem göttlichen Schöpferwillen entspringen. Wir wissen, was ihm die Tugenden des Glaubens, der Liebe, der selbstlosen Hingabe galten, wie er sie als unerschöpflichen Born des immer quellenden Lebens verehrte. Nach Herwig ist die Frau die von Gott bestellte Bewahrerin dieses Hortes. Je mehr sich die Frau von dieser ursprünglichen Aufgabe entfernt, sie verachtet, desto mehr ist dieser Hort selbst in Gefahr.

Darum mußte Herwig eine Bewegung, die in ihrer ersten Zeit weit über das Ziel hinausschoß, und den Akzent auf Gleichartigkeit statt auf Gleichwertigkeit legte, und damit die Natur wirklich auf den Kopf stellte, mißfallen. Wo er weibliche Wesensart sich manifestieren sah, hat er auch weibliche Leistungen auf Betätigungsfeldern, die vorwiegend dem Manne vorbehalten waren, anerkannt. Man mag daraufhin seine Kritiken durchsehen! Wo wirklich dichterische Kraft vorhanden ist, hinter der eine bewußt weibliche Persönlichkeit steht, da hat Herwig niemals seine Anerkennung versagt. Ich erinnere nur an einige: Nanny Lamprecht, Handel-Mazzetti, Siegrid Undset. Daß er solche Frauen nicht Gestalt werden ließ in seinen Dichtungen, sondern die auf falschem Wege Verirrten noch in seiner Zeichnung übersteigerte, darf bei seiner dichterischen Gesamtabsicht, den Weg zur Gesundung und Natürlichkeit zu zeigen, nicht Wunder nehmen.

Wie erhöht er die Frauen, wenn sie sich unmittel-

bar in ihrem ureignen Aufgabenkreis auswirken! Es liegt ein feiner Duft über den so ganz weiblichen Gestalten, die Herwigs Ideal verkörpern, sei es die Gemahlin des großen Otto, die sich still wie eine Kerze neben ihrem stürmischen, kampfliebenden Gemahl verzehrt, sei es jene tapfere Wilhelmine, die den Geliebten, den späteren General Yorck, freigibt aus Liebe, um ihn nicht durch die Liebe aufzuhalten auf seiner Heldenlaufbahn (vgl. die gleichnamigen Heldenlegenden!). Ganz Liebe und Opferbereitschaft ist Luise v. Voß in „Dunkel über Preußen", deren Leben für den Neffen des großen Königs so herrlich schön und schauerlich schwer ist. Er bedeutet für sie Preußen, ihr Vaterland; wird sie ihn vor den Dämonen erretten, dann wird auch Preußens Ansehen sich steigern. Und sie hat keine Waffen gegen diese als nur ihre Opferbereitschaft, ihre rückhaltlose Hingabe und ihren Frauenstolz. Als auch dieser gedemütigt und mit Füßen getreten wird, bleibt ihr nur das eine: zu opfern und zu leiden, bis sie daran stirbt.

Nein, von einer Unterbewertung der Frau kann man bei Herwig nicht reden, selbst wenn er der modernen Entwicklung der Frau mit einem gewissen Widerwillen gegenüberstand, der ihn darin ungerecht erscheinen läßt. Seine Auffassung von Liebe und Schönheit haben nichts von der Geringschätzigkeit antifeministischer Moderner an sich. Ihm ist die Liebe zwischen Mann und Weib im Metaphysischen verankert. Endziel aller Liebessehnsucht ist Gott, der geliebte Mensch ist nur Durchgang zu ihm, Stufe, Vermittler. Man liebt nicht den Menschen, sondern das, was hinter ihm steht, eben Gott, zu dem man allerdings nur durch dieses persönliche Gefühl gelangt. In der bereits erwähnten Novelle „Liszts letzte Liebe" stellt sich der durch Frauengunst ver-

wöhnte Künstler die Gewissensfrage, ob er denn nicht versucht hätte, alle die Herzen, die ihm zugeflogen waren, für sich zu behalten, anstatt ihnen die Richtung zum Göttlichen hin zu geben.

Die Schönheit ist Herwig kein Reiz für das Auge und für die Sinne, die Schönheit ist ein Hilfsmittel der Gottheit, „um das Geistige sichtbar zu machen". Der schöne Mensch ist nur ein Werkzeug der Erinnerung, mit allem Abglanz der ewigen Schönheit geschmückt, die Form als Gottesgedanke, ein Gleichnis, hinter welchem die Gottheit steht. Die Sehnsucht geht durch das holde Gleichnis zu ihm. (Vgl. „Hochland" 10, S. 490 f.) Wer so die Frau als Weg und Stufe und Vermittlerin zum Allerhöchsten empfindet, wird ihr im tiefsten Sinne gerecht, und „Magd und Königin" bleiben ihre schönsten Ehrentitel.

Dienst am Vaterlande

In der Legende „Yorck" beschließt Herwig eine Entwicklungsstufe seines Helden mit folgenden Worten: „Das Blut floß ihm ruhiger und zugleich stärker durch die Adern, er hatte viel erlebt, manches gelitten und glaubte reif zu sein für den Dienst am Vaterlande." Fast nüchtern und ganz unphrasenhaft steht dieses Wort hier, das für Herwig selbst charakteristisch war, denn er fühlte sich seinem Vaterlande tief verpflichtet.

Er empfand sich als Deutscher und Preuße. Als ich ihn bei unserer ersten Begegnung danach fragte, klang dieses „Ich bin Preuße" so voll Gewicht, daß ich ihn verwundert anschaute. Da wiederholte er es noch einmal. Es mag neben seiner Herkunft aus dem preußischen Magdeburg, neben dem seelischen Erbteil seines soldatischen Vaters auch die harte

Leidensschule seiner Wanderjahre gewesen sein, die ihn preußisches Wesen so sehr schätzen lehrten. Das preußische Pflichtbewußtsein mit seiner kompromißlosen Härte gegen den einzelnen, die nüchterne Sachlichkeit, die Schmuck und Phrase gleicherweise flieht, die persönliche Unterwerfung im blinden Gehorsam, wenn es das Ganze erheischt, die Zähigkeit im Streben nach einmal gestecktem Ziele — diesen typischen preußischen Tugenden dankte Herwig einen Teil seines eigenen Erfolges. In bösen Zeiten hatte er ihre Vorzüglichkeit erprobt, er hat sie während seines ganzen Lebens geübt. Wie rücksichtslos war er gegen seinen Körper! „Natürlich bin ich auch gesundheitlich nicht auf der Höhe, aber trotzdem trage ich die Fahne hoch", schrieb er mir am 20. Februar 1927, und ein andermal „ganz auf der Höhe bin ich jetzt noch nicht, immer möchte ich schlafen, was ich natürlich nicht tue." Wieviel lag ihm an einer sachlichen, wahrhaften Haltung in geistigen Dingen! Jeder, auch der kleinsten Schönfärberei begegnete er mit einer fast brutal wirkenden Nüchternheit. In einem Brief vom 1. Januar 1926 heißt es: „Vielleicht bewegt Dich das dann, sachlicher, nüchterner zu werden. Das einzige Heil, das uns widerfahren kann. Denn unser Verhängnis war und ist die Phantastik selbstschmeichlerischer Spekulation."

Es ist begreiflich, daß sein erster Roman von der Liebe zu Vaterland und heimatlicher Scholle handelt. Sonderbarerweise ist seine Heldin eine Polin. Oder auch nicht sonderbar, denn der Roman erschien 1906 in der Zeit unseres wirtschaftlichen Aufstiegs, wo ein geschäftstüchtiger Hurrapatriotismus einen gegen die „Vaterlandsliebe" ein wenig skeptisch machte. Bei den Polen, die damals ein verlorenes Vaterland betrauerten, glaubte Herwig eher ein

lebensnahes Beispiel für tapferes Heldentum zu finden. Er hat überhaupt eine Schwäche für diese Nation. Der Elan vital, die Kompromißlosigkeit, die Ritterlichkeit, die Fähigkeit zur Hingabe bis zur Selbstvernichtung, das sind Eigenschaften, zu denen es ihn hinzog, die er selbst in sich spürte als kostbaren Besitz. Er hat drei Romane geschrieben, deren Inhalt sich mit den Geschicken Polens befaßt. Er erhoffte von Polen aus eine Befruchtung für deutsches Wesen und versprach sich von dem Einfluß des preußischen Deutschland eine Disziplinierung des zum Chaotischen neigenden Polen. Die Ehe zwischen dem Deutschen Eckermann und der Polin Valerie Welonska in dem Roman „Das Schlachtfeld", die nach bitteren Kämpfen zustande kommt, nimmt Herwig zum Symbol deutsch-polnischer Beziehungen, wie er wünschte, daß sie sich entwickeln sollten.

Seine Liebe für das Preußentum äußert sich in den Romanen „Dunkel über Preußen" und „Das märkische Herz". Diese Vorliebe hat übrigens mit der Preußenverhimmelung gewisser Historiker nichts zu tun. Er liebt Preußen nicht als isoliertes Staatengebilde, sondern als den einen Pol deutschen Wesens, dessen anderer das gemütvollere Süd- und das der Kultur weiter geöffnete Westdeutschland ist. In den Spannungen, die sich naturgemäß dabei ergeben, sieht er das Schöpferische, das deutsches Leben steigert, intensiver, fruchtbarer macht. In der heiteren Idylle „Das Sextett im Himmelreich", wo in süddeutscher Kleinstadt die Menschen in Musik und Gemütlichkeit schwelgen, sagt der Kantorsohn, der Soldat beim alten Fritzen wird, was ihn aus dem warmen, schützenden Umkreis seiner Heimat vertrieben hat und was ihr nach seiner Erfahrung nottut: . . . „Diese Stadt, die mich fast erdrückt hat mit ihrem stumpfen Gleichmut, ihrer zahnlosen

Weisheit, mit ihrer faulen Behaglichkeit . . . kein Mut durfte sich regen, kein kühner Wille . . .", aber bei den Preußen „da hat das Leben einen scharfen und kühlen Atem, man saugt ihn ein wie ein belebendes Elixier. Muskeln und Hirne straffen und schärfen sich — ringsum ist klarer Tag, in den man taktmäßig eins mit allen hineinmarschiert, den Kopf steif aufgereckt! da gibt es keinen Spuk in selbstgeschaffener Dunkelheit . . . selbst legt der Mann die Hand an und schafft sich selber sein Leben." Da hält ihm sein Vater die künstlerische Schaffensfreude der Heimatstadt entgegen, ihre Lebendigkeit ist nur anders geartet, aber sie ist da, den Reichtum an Gemüt, an Glauben, den selbstverständlichen Gemeinsinn, der nicht erst durch Kommandorufe erzwungen wird. Doch er verschließt sich nicht dem frischen Zustrom, der von Preußen her kommen könnte und ermahnt den Sohn . . . „den Süddeutschen wirst Du ja doch nicht wieder los. Aber es wundert mich bloß, weil Du Deinen Preußen Dich mit Leib und Seele verschreibst, in der Meinung, ihnen zu helfen. Du könntest ihnen ganz anders helfen, wenn Du Deine Heimat nicht verleugnetest, sondern sie mitbrächtest zu den Preußen! Verstehst Du, wie ich es meine? Ja — und vielleicht brauchen auch wir hier unten einen Schuß preußischen Wesens im Blut, wir sind auf einander angewiesen, wir brauchen uns gegenseitig vielleicht fast notwendig! Und deshalb wollen wir uns auch nicht übereinander erheben."

Darum finde ich es lächerlich, wenn man Herwig sein Preußentum verdenkt. Er sah es doch als Teil deutschen Wesens, wie er auch seine „Deutsche Heldenlegende" für den deutschen Menschen schreibt, in der zwischen mittelalterlichen Kaisern, Heiligen, Künstlern, im Zug der Zeiten auch preußische

Generäle und Staatsmänner mitmarschieren. Es hieße die Totalität seines Wesens verkennen, wenn man ihn auf Bruchteile seiner Überzeugung festlegen wollte.

Diese Schöpfung der deutschen Heldenlegende war sein besonderer Dienst am Vaterlande, sein Tribut an das Volk, dem er sich in einer fast mystisch anmutenden Verwurzelung zugehörig fühlte. Neben rein dichterischen Beweggründen trieb ihn hier auch eine erzieherische Absicht, er sagt im Vorwort, er hätte sie für die deutsche Jugend und alle, die jung geblieben wären, geschrieben. Er selbst litt sehr schwer an unserer verwirrten Zeit, in der eine böse Entwertung geistigen Nationalbesitzes mit der des materiellen Hand in Hand geht. Da wollte er den Weg zur Gesundung zeigen, der nicht im Nachahmen und Nachempfinden fremder Völker besteht, nicht in der Flucht zu übernationalen Gefühlen, sondern durch bewußte angestrengte Übung der Tugenden des eigenen Volkes, durch Steigerung des eigenen Wesens in harter Selbstzucht führt. Der deutsche Mensch muß erst im eigenen Volke feststehen, ehe er es unternimmt, in übernationalen Weiten zu denken. Man lese doch daraufhin die wunderschöne Stelle aus der Dürerlegende, wie Dürer sein Künstlertum durch Nachahmung italienischer Meister verwelscht hatte und ihn ein treuherziger deutscher Landsknecht den Weg zurückweist. Die erziehliche Absicht, die Herwig dabei lenkte, entsprach so sehr seinem Wesen, daß man ebenso gut von dessen Erfüllung als von einer Tendenz reden könnte. Hier empfand er sein Dichtertum so, wie es bei den nordischen Heldensängern war, die beim Festmahl in die Königshalle traten und die lauschenden Recken mit alten Heldenliedern zu tapferer Übung ihrer Mannestugenden begeisterten.

Mit besonderer Freude erzählte mir Herwig ein kleines Erlebnis, das ihm bewies, wie er mit der Heldenlegende den rechten Ton für die deutsche Jugend getroffen hatte. Auf einer Autofahrt hatte er in einem kleinen Dorfe eine Panne und mußte gerade vor der Schule halten. Da erspähte ihn der Lehrer, rief seiner Oberklasse zu: „Kinder, draußen ist Herwig, der Mann, aus dessen Heldenlegenden wir lesen. Dem müssen wir ein kräftiges Lied singen." Mit einer wahren Hurrafreude wären die Jungen und Mädel herausgestürzt, hätten ihn jubelnd umringt wie einen lieben Bekannten. „Siehst du", schloß Herwig, „das war mir tausendmal lieber als die beste Kritik."

Es scheint mir, daß die deutsche Heldenlegende im Laufe der Zeit das werden wird, was Herwig für sie erhoffte: ein bleibender Bestandteil des literarischen Nationalgutes. Wir finden jetzt schon Teile daraus in verschiedenen Lesebüchern beider Konfessionen abgedruckt, die billigen Einzelhefte in die Bibliotheken jungdeutscher Verbände eingereiht. Es kann gut geschehen, daß Herwigs historische Romane in dem dauernd fließenden Strom literarischer Produktion untergehen — die Heldenlegenden werden bleiben. In ihrer Schöpfung liegt der eine Teil von Herwigs literarischer Bedeutung; als Gestalter großer deutscher Menschen hat er einen Gipfelpunkt seiner Kunst erreicht.

Herwigs historischer Sinn mit der Liebe zum geschichtlichen Werden, seine künstlerische Fähigkeit, nur das Wesentliche auszusondern, und eigenes Erleben war ihm für diese Aufgabe mitgegeben. Dank seiner Vorliebe für historische Romane, die einen großen Teil seines Schaffens ausmachen, beherrschte er die Technik der Geschichtserzählung in hervorragendem Maße. Es war ein guter Griff, daß er die

literarische Form der Legende hierzu wählte, die ihm gestattete, Diesseits und Jenseits sichtbarlich zu verknüpfen und seine Geschichtsauffassung in lebendigen Gestalten glaubhaft zu machen. Ihm ist Geschichte nicht mechanischer Ablauf von Geschehnissen, sondern Offenbarung göttlichen Willens, geheimnisvolles Wirken göttlicher Vorsehung. Und weil er wußte, daß auf das Volk (das ist von mir aus nicht unterschätzendes Werturteil) abstrakte Erkenntnisse nur dann wirken, wenn sie sichtbar und faßbar sind, darum benutzt er gern die Attribute der Legende. St. Lukas als Schutzpatron der Malergilde erscheint Albrecht Dürer, ermahnt ihn ernsthaft zum Wirken und rettet ihn vor dem Versinken in phantastische Träumereien. Das Christuskind spricht zu dem trotzigen Sachsenherzog Widukind und ruft ihn zu sich; in wunderbaren Gesichten erhält der „Namenlose" den göttlichen Auftrag, für die deutsche Mission zu arbeiten.

Wie die großen Ependichter verschmäht Herwig zum Beginne der Erzählung nicht, für diese „einzustimmen", nicht durch eine Anrufung an die Musen oder eine adhortatio an die deutsche Seele — er fordert auf zum Wandern und führt uns in die heimatliche Landschaft seines Helden, die Hintergrund und Sinnbild für diesen selbst wird. In der Einleitung erklingen schon Motive deutlich vernehmbar, die sich innerhalb der Geschichte zu der endgültigen Melodie dieses Heldenlebens zusammenfinden.

Herwig will vom großen Friedrich erzählen, und der Park von Sanssouci tut sich vor uns auf. Der Zaubervogel Merlin flötet, Mondschein geistert durch die alten Bäume — in uns schwingt sofort die Erinnerung an das Flötenspiel des Königs —, die goldenen Lettern Sanssouci werden im Mondlicht leben-

dig — große Sehnsucht dieses Menschen, sorgenfrei zu leben, deren Verwirklichung ihm das Leben entzog und gerade das Gegenteil bescherte — vom Turm der Garnisonkirche ertönt der abendliche Choral — man denkt an den strengen Vater, dessen Frömmigkeit noch militärisch war, man hört im Geiste das Dröhnen von Marschkolonnen, man denkt an all das Schwere und Strenge, an den Klang von Dankeschorälen, in dem Schlachtenlärm noch leise erzittert.

Im Anfang der Widukindlegende geraten wir im wilden Herbststurm in einen westfälischen Eichenwald. In meisterhafter Sprache, die ihre Bilder dem Kampfe entnimmt, wird unsere Wanderung geschildert. Der Sturm „wirft sich gegen uns", wir „stampfen" durch den Wald, dieser „brüllt" uns an. „Das Wetter tobt gegen uns, als stoße zuweilen eine richtige grobe Faust uns in den Mund bis in den Hals" — was muß dies für ein Mensch sein, dieser Widukind, der in solchen Stürmen in solchen Eichenwäldern aufwuchs —, so fragen wir uns, die Spannung ist da, wir sind zum Lauschen bereit.

Und dann erzählt er von den deutschen Helden! Und wie er erzählt! Lebendig stehen sie vor uns, ihre besondere Aufgabe bezwingend, oft im Kampfe mit sich selbst auch unterliegend, verzweifelt, gedemütigt, dann wieder erhoben und siegreich — und sich treu bis zum Ende. — Der Dichter nimmt selbst an seiner Darstellung regen Anteil, er ergreift Partei für und gegen seinen Helden; man meint, ihn selbst reden zu hören und ist versucht, ihm zu erwidern, mit ihm zu streiten oder ihm bejahend zuzunicken. Schwer errungene Weisheit, die dem Dichter als Frucht eigener Kämpfe zufiel, liegt zwischen den Zeilen. Als Herzog Widukind in einem Traumgesicht mit dem Christuskind spricht und ihm sagt, er müßte um die Freiheit kämpfen, hält dieses

ihm entgegen: „Es gibt noch etwas mehr als Freiheit, das ist die Hingabe!“

So ist die Wirkung dieser Legenden: man ist ermutigt, man ist getröstet, man ist erfreut, wie sinnvoll und dadurch schön ein Menschenleben sein kann, wenn der Mensch Kampf und Aufgabe auf sich nimmt und sich darin bewährt. Jugendliche Leser werden von der Schilderung edler Taten fortgerissen, begeistert; der reife Mensch sinnt der Weisheit nach, die ihm aus der geistigen Haltung des Dichters entgegenkommt.

Bruder Mensch

Was Franz Herwig in allen Belastungsproben sein Leben hindurch ertragen hatte, war das Bewußtsein seiner Einsamkeit. Sie war ihm schon früh begegnet: in seiner liebeleeren Kindheit ohne den Himmel mütterlicher Gnade über sich, auf seinen mühevollen Wanderungen, wo die schönen Dinge des Lebens sich dem Besitzlosen und Elenden verschließen, als Anteil und schweres Schicksal des Schaffenden, als Zeitgeist unseres Jahrhunderts, der in seinem übersteigerten Subjektivismus die Menschen isoliert und in sich selbst zurücktreibt. Aus dieser vielfach gehäuften Einsamkeit fand er in seinen Dichtungen den Weg zu der neuen und doch schon in ersten Christentagen geübten Gemeinschaft, die zum Nächsten sagt: „Bruder Mensch“.

Sie kann nur auf religiösem Urgrund gedeihen, erwächst aus der Glaubenstatsache, daß Christus für alle Menschen gleicherweise gestorben ist und sie durch seinen Liebestod am Kreuze einander zu Brüdern gegeben hat. Nur von hier aus kann der Egoismus, der dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb entspringt, überwunden werden. Dadurch, daß Christus

dieses „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ als Gebot aussprach, erhob er den Menschen aus der Ordnung der natürlichen Geschöpfe in die Ordnungen der Übernatur. — Solche Überzeugungen müssen in den modernen Menschen erst wieder lebendig gemacht werden, damit sich der Starke in Liebe zum Schwachen neigt, der Freie, in seiner Kraft Ruhende, zum Eingeengten. Hier gilt es, den Begriff der „Gemeinschaft“ mit dem alten urchristlichen Inhalt zu füllen. Herwig hat in seinen religiös-sozialen Romanen dieses als seine Aufgabe erkannt, und hier haben wir das andere große Verdienst seines Dichtertums. In einem Schreiben an den Verlag, in dem er seinen letzten Roman „Licht durch trübe Fenster“ (jetzt „Tim und Clara“) ankündigt, äußert er sich über die Karitas folgendermaßen: „Karitas ist nicht in das Belieben der Gläubigen gestellt, sondern wird unter dem Begriff Nächstenliebe von jedem gläubigen Menschen gefordert. Karitas ist christliche Pflicht, die geübt werden muß, ohne Hinblick auf Erfolg. Der in seelischer und wirtschaftlicher Beziehung verkümmerte Mensch hat, ob ihm eigene Schuld beigemessen werden kann (allergrößte Vorsicht beim Aussprechen eines Urteils) oder nicht, einen ‚Anspruch‘ auf die unbeschränkte Hilfe der Christen. Der Christ freilich, der mit dem Anspruch kommt: ‚Ich bringe dir Hilfe, und du mußt hübsch dankbar dafür sein‘, ist keiner. Der Helfende kann mit den Bedürftigen nur auf der Lebensebene des Bedürftigen verkehren. Der Helfende muß zunächst einmal lernen, die Lage des Bedürftigen mit dessen Augen zu sehen ... Das bedeutet natürlich nicht das Aufgeben des eigenen Standpunktes ... nur die Betätigung des vollen christlichen Liebesgefühls für den Bruder.“ (Geschr. Weimar, 31. 8. 31.)

Die Großstadt, in der Glanz und Elend am auf-

fälligsten aufeinanderprallen, zeigt die Schäden unserer Zeit am deutlichsten. Hier gilt es, die Masse in Gemeinschaft umzuwandeln. Masse schematisiert, hebt alle Unterschiede gewaltsam auf. Gemeinschaft ist dadurch beseelt, daß sie sich aus Individualitäten zusammensetzt, die sich unter bestimmten Ideen zusammenfinden. Herwig sieht die hilflose, verelendete Masse der Großstadt vor sich, und sein Bannerträger, hier St. Sebastian vom Wedding, bringt die Idee (das Christentum), das die Masse durchleuchtet — und aus der Masse wird Gemeinschaft.

Es ist, vielleicht dem Dichter unbewußt, eben intuitiv empfunden das große Symbol der Sebastian-Romane,[1] daß Sebastian beim Lesen der Heiligen Schrift, die mit höchstem Lebenssinn angefüllt ist, den Auftrag erhält, wieder Sinn in die Massen der Unglücklichen zu bringen. Diese Unglücklichen sind so unterschiedslos, daß Herwig sie gleichsam in einen Begriff zusammenrafft und diesen durch ein einziges herrliches Symbol verdeutlicht: durch den gefangenen Falken im Klostergarten, in dem Sebastian sein friedvolles Leben bis dahin geführt hat. „Die gelben Augen des Vogels starren hoch in die Leere; zwischen den Gitterstäben des Gefängnisses drang ein heftiger Geruch von Unrat und halbverwesten Tierkadavern, Empörung und unzähmbarer Wut in die reglose Luft." Sebastian stellt sich dem göttlichen Befehl und macht sich auf, Gottes Ordnung zu den aller übernatürlicher Ordnungen baren Großstadtmassen zu tragen — symbolisch wieder in einem prachtvollen Bild gedeutet: Sebastian öffnet, als er das Kloster verläßt, den Käfig und gibt den Falken

[1] Unter Sebastian-Romane versteh ich jene, die von Sebastian selbst und den Auswirkungen seines Lebens und seiner Lehre erzählen. Das sind: 1. St. Sebastian vom Wedding, 2. die Eingeengten, 3. Hoffnung auf Licht, 4. Fluchtversuche.

der Freiheit wieder, oder noch genauer, er gibt den Vogel der göttlichen und hier zugleich der natürlichen Ordnung zurück, nachdem ihn die Gefangenschaft in eine widernatürliche hineingezwungen hatte.

Sebastian legt sein Ordensgewand ab und nimmt das Kleid eines Arbeiters an, er verzichtet auf seinen priesterlichen Vorrang, das Meßopfer darzubringen, er verdient sein Brot durch die Arbeit seiner Hände. Nichts will er denen voraus haben, die er retten soll. Als einer von ihnen erlebt er den erbarmungslosen Glanz der Großstadt, ihre grausamen Stimmen werden Symbole ihrer Besitzgier, ihrer Feindschaft gegen jegliches Elend. Er geht arbeitend mit den Armen auf ihre Arbeitsplätze, stellt sich wartend mit ihnen in Reih und Glied, nimmt sein Tagewerk nicht murrend auf sich wie ein schweres Joch, sondern „wie ein Mittel zu einem unerhört reichen Leben in Gott". Sein fröhlicher Mut hat nichts von Überheblichkeit an sich, seine Hilfeleistungen bringt er wie schlichte Selbstverständlichkeiten an. Er hilft überall, sucht verwahrlosten Kindern das Ungeziefer ab, macht bei elenden Familien die niedrigsten Hausarbeiten, tritt seine Arbeitsstelle ab, wenn ein Armer keine fand, er steht zu dem Geringsten wie ein Bruder, nur daß, ihm selber unbewußt, sein immer reicheres Leben in Gott aus ihm herausleuchtet und selbst Ruchlose zur Ehrfurcht zwingt. Sebastian wird bisweilen mutlos, aber er erkennt die Notwendigkeit seines Handelns: erst müssen diese Armen und Elenden menschliche Güte finden, die ihnen ihre Not brüderlich abnimmt, erst muß ihnen auch materiell geholfen werden, ehe man zu ihnen von Gott und Christentum reden darf.

Was sich der Bildung der neuen Gemeinschaft als größte Hemmung entgegenstellt, ist die moderne bür-

gerliche Gesellschaft, oder besser, der intellektuelle moderne Mensch von heute, der seine Wirkungskraft verloren hat, weil er den Glauben an Gott fortgeworfen hat wie einen wertlosen Stein und an dessen Stelle das Ich zum Zielpunkt alles Strebens erhöht. Deshalb wächst Habgier und Machtgier ins Unendliche. Was gehen ihn die Unglücklichen an? Sie sind dazu geboren, seinen Interessen zu dienen. Gewiß ist eine Fürsorge nötig, damit die Massen beschwichtigt werden und sich nicht, ungeheuer stark durch ihre Anzahl, gegen diese Herrschaft erheben. Polizeiordnungen sollen die bürgerliche Welt sichern, die Enterbten aber versuchen nach sorgsam ausgeheckten Plänen heimtückisch in die Welt der Reichen einzufallen, sie zu schädigen und sich mit aller Schlauheit deren Gesetzen zu entziehen. An der Armut wird erst durch andere gesündigt, ehe diese Besitzlosen schlecht werden. Wie hilflos wird ein Mensch der bevorzugten Klasse, wenn er die künstlich geschaffene Geborgenheit seines bürgerlichen Umkreises verläßt! Der Landgerichtsrat Hobohm in dem Roman „Hoffnung auf Licht“ kann hier als Typus dieser ganzen Menschenschicht gelten. Sein Schicksal ist erschütternd. Jenseits der schützenden Einzäunungen seiner Welt versagen sich ihm plötzlich alle Stützen; die nach Gesetzesparagraphen geregelten Ordnungen haben hier keine Gültigkeit, und er erkennt, daß, wenn die Masse äußerlich mechanisiert ist, es der einzelne seiner Gesellschaftsklasse innerlich ist, denn in ihm fehlt die schöpferische Kraft der Liebe. Dem modernen Ungläubigen ist alles entseelt, was Leben bedeutet: Glauben ist verkümmert zum Aberglauben, Gott ist, wenn man noch an ihn glaubt, nur irgendeine Kraft, die sich in brutaler Sinnlosigkeit in der Natur entschleudert. „Jenseits“ ist ein Begriff für Schwachköpfe, denn der Starke rafft so viel

von Macht an sich, als er erraffen kann, um sein Ich durch Macht zu erhöhen und durch Genuß zu erfreuen, Liebe der Geschlechter ist nur Genuß, ist ganz ungeistig. Alles andere ist Gefühlsduselei. Über die Außenseiter, die sich jenseits der gesellschaftlichen Schranken bewegen, fällt diese ein vernichtendes Urteil und begreift nicht, daß gerade ihre willkürlichen, nach Nützlichkeitsprinzipien geschaffenen Gesetze diesen Abstieg verursachten. In der Gestalt der Toni Markus aus den „Eingeengten" hat Herwig einen solchen seelischen Werdegang sichtbar gemacht.

Einem toten Gesetz zufolge wurde diese Frau mit einem zwanzig Jahre älteren Manne verheiratet, mit dem Wucherer Markus, dessen einzige Liebe das Geld ist. Er kalkuliert sie wie eine Ware in sein Geschäft ein. Auf das Signal seiner Trillerpfeife hat sie zu erscheinen. Ihr Dasein neben diesem Manne ist eine dauernde geistige Vergewaltigung. Keiner gelangt zu ihr, um ihr einen Sinn in dieses verkrüppelte Leben zu bringen. Befehle und ängstliche, geduckte, tückische Widerrede, böses Zischen und Fauchen — das ist die Unterhaltung der Gatten bei Tag und Nacht. Ist es dann verwunderlich, wenn die allmählich verdorbenen Instinkte, die langsam ins Böse verkehrte Liebeskraft sich dem unerfahrenen, unschuldigen Jungen Walter gegenüber entfesselt, diesen wie ein wilder Orkan niederreißt, den Gatten ermordet? Erst hatte sich der Verbrecherin das Leben in unsinnig gewordenen Gebräuchen versagt, ehe sie sich dem Leben versagte und sich durch ihre schrecklichen Taten aus seinem Bereiche ausschloß.

Zu dieser Welt der armen Reichen bringt Paul, der Jünger des Sebastian, die frohe Botschaft. In seinem verschossenen Gummimantel, immer gleich

fröhlich und hilfsbereit, trabt er bei Sonne und Regen, in kalten Winternächten durch die Straßen Berlins. Den Armen aus dem Berliner Norden bringt er Kleidungsstücke und Lebensmittel, die er im vornehmen Westen erbettelt. Dem reichen Dr. Hahnemann, der an seinem Geld zu ersticken meint, erzählt er kindlich von Gott, macht das Kreuzzeichen über ihn und sitzt geduldig wartend, bis ihn der von Schlaflosigkeit Geplagte entläßt. Betrunkene Krakeeler beschwichtigt er mit frohgelaunter Beredsamkeit, Daniel tröstet er mit seinem zuversichtlichen Glauben.

Niemals könnte ein Dichter Gestalten wie die eines Sebastian und Paul schaffen, wenn nicht in seiner eigenen Seele eine ähnliche Verfassung denkbar wäre. Ich habe immer bei Herwig gestaunt, mit welcher Bereitschaft er fremdes Leid auf sich nahm. Nie bat ich ihn vergebens um Rat, nie klagte ich umsonst über irgendeine Schwierigkeit. Es war rührend, wie er sich bemühte, der armen Studentin, die ich war, seinen Besuch zu einem kleinen Fest zu gestalten, an besonderen Festtagen mich durch irgendeines seiner Bücher zu grüßen. Daß ich nicht der einzige Mensch war, den er umsorgte, weiß ich genau. Einmal, am 28. Oktober 1926, beklagte er sich in einem Briefe über seinen Mangel an Zeit: „...Sehr vieles hängt sich an mich, das ohne mich nicht weiter zu kommen meint — Menschen und Verhältnisse. Vorläufig habe ich noch Nerven und Kraft genug, hoffentlich bleibt es so...“ Aus seiner eigenen Glaubenskraft vermochte er seinen Gestalten diese überzeugende Lebendigkeit zu verleihen; denn nur ein starker Glaube, der das Mißtrauen gegen sich, gegen Gott, gegen seine Mitmenschen überwindet, kann zum Nächsten „Bruder“ sagen. Anders ist es unmöglich. Und doch erfüllt sich erst

in den Bindungen zu den Mitmenschen nach Gottes Willen menschliches Geschick. Und brüderliche Liebe ist das gottgewollte Bindemittel.

Diese Betonung brüderlicher Verbindung aller Geschöpfe, die der eine Schöpferwille hervorbringt, geht bei Herwig auf eine seelische Haltung zurück, die dem franziskanischen Geiste nahe verwandt ist. Man fühlt das in seiner Sprache, in der Art seiner Beobachtung. Warme Güte, erbarmende Liebe spürt man hinter den Worten und Bildern. Man lese nebeneinander einige Seiten von Thomas Mann und einige von Herwig! Und man begreift: bei Mann die kühle Gelassenheit, die immer den Abstand wahrt, bei Herwig die lebendige Teilnahme, die mit seinem Ich nicht zurückhält, die mit liebenden Händen den Gegenstand der Beobachtung emporhält, ihn schützend umhegt und immer, selbst am Bösen, noch einen Gottesfunken leuchten sieht.

Aus dieser seiner starken Glaubens- und Liebesfähigkeit heraus war er befähigt, die dunklen Grausamkeiten der modernen Großstadt durch das Licht des Glaubens zu erhellen. Das ist es, was Herwig vor all den anderen sozialen Dichtern auszeichnet: wenn er „Bruder Mensch" sagt, dann erwächst das nicht aus schwächlicher Güte oder aus irgendeinem Ressentiment, sondern aus einem herben, starken Gottesglauben, aus dem sachlichen Befehl Christi: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Ihn reizt nicht die Darstellung der Probleme, er will ganz einfach helfen. Da ihm der Beruf des Dichters zugeteilt worden ist, betätigt er seinen Helferwillen als Dichter, wie etwa sein Sebastian ihn als moderner Missionar betätigte. Wegen dieser Reinheit der Gesinnung, denn der Geist der Sprache erträgt keine Unwahrheit, wirken seine sozialen Romane, in denen er uns zum Bruder Mensch hinführen will,

so sehr als Imperativ, daß wir empfinden, jeder von uns ist gemeint, jeder einzelne hat die Pflicht, bei sich selbst anzufangen mit der großen Erneuerung der Herzen.

Und das ist die andere große Dichtertat Franz Herwigs.

Salva me, fons pietatis!

„Errette mich, du Quell alles Heiles!" Das ist die Anrufung an Gott, die Franz Herwig wie ein Gebet vor seinem Roman die „Eingeengten" setzte. Oder auch wie ein Leitmotiv, das innerhalb der Darstellung menschlicher Verstrickungen, Schuld und Verzweiflung wie ein ewiges Licht aufleuchtet und die Seelen der Armen mit Zuversicht und Hoffnung füllt. Immer, wenn das Unheil am dunkelsten droht, erklingt es, ob es Daniel in Seelenqualen stammelt oder Paul es in kindlicher Zuversicht sagt.

Nur von diesem ewigen Heilquell kann Hilfe in die gottfremde Verlassenheit des Großstadtelends, kann Gesundung für den modernen Menschen kommen. Also muß man diesen Kleingläubigen mit halben Gefühlen Gott von jener Seite sichtbar machen, von der sie ihn in ihrer Not am ehesten begreifen: von seiner abgrundtiefen Güte und seiner unbegrenzten Allmacht. Güte erweckt Vertrauen, Allmacht bestärkt es. Vertrauen erwächst auf dem Boden des Glaubens, Liebe zu Gott ist die Frucht des Glaubens und Vertrauens. Hat der Mensch erst Glauben und Liebe, dann ist er gegen alles Unheil geschützt, dann ist er stark. Unglaube macht wurzelkrank, schwach und elend.

Herwig war auf gleichem Wege zu Gott gekommen. Wohl hatte man schon in seinen Kindertagen zu ihm von Gott geredet. Aber er wurde ihm erst

in den Nöten seiner armseligen Wanderungen lebendig, wo er, von jeder menschlichen Hilfe abgeschnitten, ganz auf sich selbst angewiesen war. Die Tage in Breslau — er war müde und verzweifelt bei seiner verheirateten Schwester untergekrochen — müssen schlimm gewesen sein. Damals war er den Karfreitagszeremonien im Dom so zugänglich, daß er von diesem Erlebnis aus seine Hinwendung zum Religiösen besonders vermerkt. Aber er ergab sich nicht aus Schwäche. „Was habe ich damals durchgemacht", erzählte er mir einmal. „Stundenlang habe ich im Dom gekniet, ich habe mir die Knie wund gekniet, um meiner Zweifel, meiner Verzagtheit, meiner Natur Herr zu werden!" Das wurde für ihn symptomatisch. Sein Kampf um die Weltanschauung hat sich während seines ganzen Lebens mit der gleichen Unerbittlichkeit fortgesetzt. Der Segen der Gnade blieb ihm nicht vorenthalten; seine Einsichten mehrten sich, die Kraftquellen des Glaubens strömten ihm so reichlich, daß er aus diesem Überfluß seine gewonnenen Überzeugungen dichterisch zu gestalten vermochte.

Gott ist die unendliche Güte und Weisheit und der Ursprung alles Lebens. Das Leben selbst ist die Offenbarung göttlicher Weisheit. Sie ist in den Führungen der Vorsehung wirksam. Da alles geschaffene Leben aus dem Überflusse Gottes strömt, dieser selbst aber der höchste Sinn alles Seins ist, kann, was durch ihn geschieht, nur sinnvoll sein. Im Osterbrief 1925 schrieb er mir: „Ach Kind, das Leben! Ich habe heute behauptet, daß man vor einer Hühnereierschale täglich eine halbstündliche andächtige Betrachtung halten sollte ..." Für uns Menschen ist die göttliche Vorsehung in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Da wir nur in ganz kleinen Zeitabschnitten zu denken imstande sind, vermögen wir

nicht Gottes Wege zu durchschauen. Wie ein weitausgeschwungener Brückenbogen, so wölbt sich Gottes Wille über jedes Menschenleben, Geburt und Tod in einem verbindend. Während der Mensch noch unter einem Schicksalsschlag stöhnt, sieht Gott, wie er in kurzem jubeln wird, daß Gott ihn eben so geführt hat und nicht anders; denn bei Gott gibt es kein Vorher und Nachher, sondern immer ein Jetzt. Uns Menschen kommt es zu, im Glauben uns Gott zu überantworten. Seine grenzenlose Liebe haben wir mit grenzenlosem Glauben zu erwidern. Sebastians Heiligkeit (St. Sebastian vom Wedding), Pauls unbesiegbarer Helfermut sind in ihrem Glauben an die Güte Gottes begründet. Sebastians Berufung knüpft an eine Glaubenstat an. Er ist Mönch und durch die Ordensregel an sein Kloster und den Gehorsam gegen seinen Obern gebunden. In langer Einsamkeit, unter Gebet und Fasten prüft er die Wahrheit seiner Gesichte, und er erkennt: sie kommen von Gott. Er läßt sich in den Abgrund göttlichen Willens gläubig hineinfallen, und er gehorcht. Er zerbricht die Regel, denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Sein Glaube ist die einzige Sicherheit, die ihm für den Weg in das neue Leben als moderner Großstadtapostel bleibt. Die Lösung der von Gott gestellten Aufgabe ist nur möglich, wenn er den Akt des Glaubens immer wieder erneuert und seine Hingabe immer größer wird. Seine Glaubenskraft entzündet den Glauben selbst bei verkommenen Geschöpfen. Ein Muttermörder dem Willen nach, der Paul in den „Eingeengten", wird von ihr so bezwungen, daß er sich resolut ganz und gar dem Göttlichen zuwendet und Sebastians geistiger Erbe wird. Im Lichte dieses Glaubens erkennt er seinen Auftrag von Gott, den Menschen, die arm und gehetzt sind, wie er es war, zu helfen; man

muß sie nur durch Wort und Beispiel lehren, Gottes Willen auf sich zu nehmen und in scheinbar unsinnigen Umwegen immer noch die Wege der Vorsehung zu erkennen. Wie ein Jagdhund, der auf eine bestimmte Fährte gesetzt ist, so verfolgt Paul in seinem Wirken die Spur des göttlichen Willens, wie dieser sich in menschlichen Schicksalen auswirkt. Mögen sich diese Spuren noch so sehr durch Leidenschaften verwirren, durch unheilvollen Zwang mißverstandener Verpflichtungen unkenntlich sein — Paul findet überall die gute Spur, eben das Wirken des göttlichen Willens. Von hier aus kann er die Menschen trösten, kann ihnen einen Sinn in ihr verwirrtes Dasein bringen. Die Vorsehung zeigt ihm den Weg zu den Unglücklichen; seine Seele ist ein Lauschen auf die göttliche Stimme in seiner Brust; sogar sein Körper ist in den Gehorsam gegen Gott so sehr mit einbegriffen, daß er in mystischer Weise fortbewegt wird zu der Stelle hin, wo ihn Gott zu besonderer Hilfeleistung ruft.

Man hat mir gegenüber schon oft geäußert, daß eine solche übernatürliche Einwirkung die Freiheit des menschlichen Willens aufhebt. Aber gerade an diesem Paul wollte Herwig klar machen, daß Gott den menschlichen Willen respektiert, und daß Gott eine besondere Aufgabe an den Willensentscheid des Menschen bindet. Gott vergewaltigt nicht durch die Gnade einer besonderen Berufung und nimmt den Menschen, den er gerufen, nicht das Wagnis der eigenen Entscheidung ab. Das tut er auch nicht bei Paul. Hat der menschliche Wille aber rückhaltlos sein Ja gesprochen, dann erhebt ihn die Gnade in die Welt des Metaphysischen, wo andere Gradmesser gelten, andere Prüfungen der Seele warten. Die Willensentscheidungen sind feiner, oft nicht konkret genug, so daß wir, die wir alles greifen,

tasten, sehen müssen, diese kaum wahrnehmen. Auch Paul kannte Zweifel an sich, an dem Sinn göttlichen Waltens und mußte dauernd neue Akte des Glaubens setzen. Seine Zweifel enden im Gebet und in neuer Treue, in neuem Jasagen zu Gottes Willen. Darum erfüllte er seine Aufgabe und damit den gottgewollten Sinn seines eigenen Lebens.

Durch Paul, der „in einer höheren Art von Kindheit" Gott gehorsam ist, will Herwig uns lehren, daß sich menschliches Schicksal im Glauben an Gott, in Bejahung seines Willens vollzieht.

Das war ja Herwigs ureigenste Tugend: an Gott glauben und Ja sagen zu allem, im Vertrauen auf den von Gott gewollten Sinn alles Geschehens. „Warum glaubst Du nicht kräftiger?" schrieb er mir einmal tadelnd. „Nur eines wird Dich selig machen ... wenn Du glaubst, ohne mit der Wimper zu zucken." In diesem Ja wird der Mensch schöpferisch, das Nein tötet immer. Sich Gottes Willen vorenthalten durch das Nein ist anmaßende Besserwisserei, die keine Ehrfurcht kennt.

Dieser Mangel an Ehrfurcht ist wieder eine der modernen Sünden. Anstatt in Demut zu dem allmächtigen Gott emporzuschauen, zerren wir ihn in unsere erbärmliche Kleinheit hinab. „Es ist eine verdammte Gewißheit, daß wir so frech geworden sind, uns den Herrn vorstellen zu wollen, ja, und wir können uns ihn eben nur nach unseren Maßen vorstellen. Wahrhaftig, wir haben an ihm schon seit Jahrhunderten herumgelutscht, daß er für uns schließlich wie ein Bonbonrestchen geworden ist. Wir wollen aber unsere gewordene Klugheit, mit der wir auch die Attribute Gottes erforscht haben, und unsere wachsende Erkenntnis von ihm dazu benutzen,

um ihn immer größer zu sehen, weiter, unabsehbarer."[1]

Ehrfurchtslose Zeit, in der wir leben! Den gewaltigen Gott, von dem uns Abgründe trennen, wollte Herwig wieder in ehrfürchtiger Demut verehrt wissen; denn zu der unendlichen Güte ist die erhabene Größe und strenge Gerechtigkeit das notwendige Korrelat. Die ganze geschaffene Natur ist die Offenbarung des großen Gottes. „Man muß auch zur Natur den Standpunkt von Gott aus haben, sonst wird sie zu einem Narkotikum. Die Gefahr liegt nahe, wie du es ja von unseren modernen Pantheisten weißt; anstatt diese zu Gott zu führen, lenkt sie sie an ihm vorbei", sprach er einmal, als wir durch einen herrlichen Frühlingstag gingen. „Aber man muß auch nicht den Fehler begehen, das kleine Gottesbild, das wir uns so leicht in unserer menschlichen Erbärmlichkeit schaffen, in die große Natur hineinzuprojizieren. Das ist ebenso verkehrt", fügte er hinzu. In einem Briefe vom 2. Nov. 1925 — ich weiß heute nicht mehr, durch welche Äußerung meinerseits hervorgerufen, schrieb er: „...Ich sehe Gott ein wenig anders, auf jeden Fall größer, des bin ich gewiß. Ihr seht sein tiefstes Wesen, seine schwerste Absicht nicht. Ihr möchtet am liebsten, die Tiger, die die armen Lämmchen fressen, und die Giftschlangen, die Disteln, Erdbeben, Wirbelstürme, die Neuntöter, die ihre Opfer singend aufspießen, hätte der Teufel gemacht oder der böse Mensch — hinterher nach der edlen und idealen Schöpfung des lieben Gottes. Aber — er sei deshalb gepriesen — Gott selber hat gemacht, daß die Tiger keinen grünen Salat und Tomaten fressen, und daß auf den Disteln keine süßen Feigen wachsen. Nun gut, kehrt nur dieser furchtbaren und gewaltigen Welt den

[1] Aus dem Roman „Tim und Clara".

Rücken, in der freilich nur das Starke sich zurechtfindet, aber glaubt ja nicht, ihr hättet Gottes Willen erkannt. Nicht, daß ich etwas gegen Frömmigkeit sage... im Gegenteil! Nur denke nicht, daß das allein genügt. Schließe die Augen nicht, sondern versuche Gott zu erkennen! Propagiere ich den Unglauben? Gott bewahre! Nein, den immer sich vertiefenden Glauben, der trotz allem zu Gott ‚Ja' sagt — auch zu den Tigern und Giftschlangen und Disteln!"

Solche Überzeugungen setzen eine gewisse passive Seelenhaltung voraus, die an die Seelenhaltung unserer mittelalterlichen Mystiker erinnert und uns fast wie Fatalismus erscheint. Freilich nur uns Modernen, weil unsere Glaubensorgane so stumpf geworden sind; im wesentlichen vertritt Herwig jene Glaubensgesinnung, welche Christus von seinen Anhängern gefordert hat.

Herwig hat sie sich durch harten Kampf als die seinige erobert. In einem Brief vom 10. Iuni 1926 äußerte er sich: „Meine Häutung ist schlimm und unerbittlich, ich stehe mal auf dem Kopfe, mal auf den Füßen. Es ist wie ein Wetter auf See. Soviel Ungeklärtes, doch tief Bewußtes; neue Geburten kündigen sich an." Manchmal überfielen ihn diese weltanschaulichen Auseinandersetzungen mit einem Zwange, daß die Arbeit stockte: „Ich denke ja gar nicht, manchmal schaue ich ein bißchen; ... ich sagte Dir ja schon, daß es gefährlich für meine Art zu arbeiten sein könnte. Aber nicht deshalb habe ich es weggeschoben, sondern weil der Trieb nachließ. Nirgends Verdienst!" So heißt es in einem seiner Briefe.

Daß sich Herwig bei einem solchen gewaltigen Gottesbild an den Begriffen von Gut und Böse stößt, die so häufig menschlich festgelegte Normen bedeuten, ist zu begreifen. Gott ist ihm ja die vollkom-

menste Einheit, in dem sich alle Gegensätze auflösen, die coincidentia oppositorum. Da das Geschaffene seinen Sinn von Gott hat, also von der höchsten Einheit, kann es nicht zwiespältig zerrissen bleiben. Natürlich sind Gegensätze vorhanden, aber sie münden in Gott ein als in der harmonischen Einheit. Gott will diese Gegensätze sogar; denn der Kampf, den Gegensätze auslösen, erzeugt Bewegung und damit Leben. In seinem Roman „Hoffnung auf Licht" läßt Herwig den jüdischen Philosophen Nürnberger folgenden Gedankengang entwickeln: „Können Sie mir aus Ihrer Überzeugung bestätigen, daß Gott das Leben will? Sie nicken; gut. Wodurch erhält sich das Leben aber allein? Durch Bewegung. Wodurch entsteht Bewegung? Nur durch Druck und Gegendruck. Sie können den Druck positiv nennen, den Gegendruck negativ oder gut und böse. Sie können aber auch den Gegendruck gut nennen, den Druck böse. Alle diese Bezeichnungen sind unsinnig geworden. Das eine ist so notwendig wie das andere. Wenn sie es aber sind, so können wir das eine nicht gut nennen, das andere böse. Es sind einfach Wechselwirkungen, die zur Erhaltung der lebendigen Bewegung da sind ...! Sehen Sie die Sterne, Herr Landgerichtsrat?" rief der Jude. „Wissen Sie, wodurch das ungeheure System der Welten sich ohne Zusammenstöße schwebend erhält trotz aller divergierenden Bahnen?" „Durch Anziehen und Abstoßen", antwortete Hobohm benommen.

„Ja, durch Trieb und Hemmung. Durch das sogenannte Gute und das sogenannte Böse. Sie finden dieses Grundgesetz in der Physik, in der Chemie, im menschlichen Leben, in allen Lebensäußerungen." — Soweit der Jude.

Daß wir Menschen uns erkühnen, diese Bewegung nach unseren menschlich ausgelegten Normen als

Gut und Böse zu bewerten, empfindet Herwig als Vorwitz, denn wir greifen damit Gott selbst vor.

Auf den einzelnen Menschen kommt es bei dieser Art von Schau gar nicht an. Wohl ist seine Tat, soweit sie Gottes Sinn erfüllt, wichtig, wie jede Zelle einer Pflanze für deren Aufbau wichtig ist — aber „was jeder einzelne wünscht, ist belanglos gegenüber den Wünschen Gottes". Es kommt nicht auf Befolgung der menschlichen Ordnungen an, sondern auf Erfüllung der göttlichen. Kollidieren beide, dann ist die göttliche Ordnung ausschlaggebend, der Mensch darf ihr nicht widerstehen, sondern soll sich gläubig hineinschmiegen in Gottes Hand und ganz zuversichtlich beten: „Gottes Hand tue mit mir nach seinem Willen." Dann ist auch der einzelne Mensch, indem er sein gottgewolltes Schicksal erfüllt, mit einbezogen in die göttliche Ordnung. Es gibt für den Menschen nur ein Böses: sich Gottes Willen und Gottes Gnade beharrlich zu widersetzen. Das ist, wie unser Glaube es nennt, „die Sünde wider den Heiligen Geist".

Derartige Äußerungen Herwigs, denen wir häufiger in seinen religiös-sozialen Romanen begegnen, sind als Korrektiv aufzufassen. Darum hat er die Formulierung alter christlicher Wahrheiten fast gewaltsam übersteigert. Ihm kam es darauf an, daß die Größe Gottes den Menschen wieder bewußt werde und diese zu seiner Anbetung wieder auf die Knie zwingt. Daß der Glaube wieder größere Weite erhält und in seelischen Tiefen wurzelt, anstatt in einer besserwisserischen Kritik zu verflachen und es sich in der bequemen Behaglichkeit selbstgeschaffener Normen wohl sein zu lassen. Wenn er von sich schreibt, daß er glaubt, den Dualismus überwunden zu haben — wie er es in einem anderen Briefe tut —, so hat er ihn überwunden auf der Grundlage christ-

licher Überzeugung, die in Christus den Erlöser sieht, der durch seinen Tod die infolge der Erbsünde ins Übermaß gesteigerten Spannungen wieder auf das ursprüngliche, Gott gewollte Maß zurückgeführt hat.

Zug der Gestalten

Was Herwig als Dichter charakterisiert, ist die Fülle und zugleich die Besonderheit seiner Gestalten, die Einzigartigkeit der Situationen, die formstarke, bildhafte Sprache. Es entspricht dem inneren Reichtum seiner Persönlichkeit, die dem Leben in jeder Form weit geöffnet war, daß sie einer Vielheit von Gestalten bedurfte, um sich zu äußern. „Wer mich begreifen will, muß die Totalität meines Wesens erkennen und begreifen. Er muß wissen, daß ich das Leben auch nur als Totalität erkennen kann und daß ich selber mindestens zwei Seiten habe — die ich beide durchaus bejahe, in denen ich jedesmal ganz bin. Pest und Verdammnis über die armseligen Dualisten, die nur eine Hälfte der Welt bejahen können ...“[1] Darum ist es so, daß „Gott und Mensch, Madonna und Venus, Gemeinschaft und Ich — das ganze Welttheater durch des Dichters Seele stürmten“.[2]

Man lasse doch einmal den Zug der Gestalten an sich vorüberziehen, die Priester und Krieger, Künstler und Heiligen, Proletarier und Kleinstädter, Dirnen und Verbrecher aus schmutzigen Großstadtkaschemmen, Intellektuellen und Einfältigen, Juden, Christen, modernen Heiden. Welche Fülle! Manchem von ihnen sind wir bereits im Verlauf der Darstellung begegnet. Ich möchte hier auf einige besonders charakteristische Erscheinungen eingehen,

[1] Erinnerungen, S. 52. - [2] Erinnerungen, S. 55.

die bis jetzt unerwähnt geblieben sind und doch gerade in ihrem Wesen und dessen Gestaltung Herwigs eigentümliche Dichtergabe beleuchten.

Da gibt es neben dem opferbereiten Sebastian und dem sanften Paul eine andere Priestergestalt, den Father Big Beck. In der Erzählung „Der Pfarrer zu Pferd" zeichnet Herwig diesen prachtvollen Charakterkopf. Der Father Big Beck redet fast gar nicht: er schweigt und handelt. So war es schon, als er durch seine tollen Streiche das Münsterländische Heimatdorf in Aufruhr brachte, als er während des Kulturkampfes — ein Sorgenkind seines Bischofs — in dauernde Konflikte zu der Regierung geriet, weil er keine Kompromisse schließen wollte. Kurzerhand verschenkt er sein ererbtes Vermögen, geht übers große Wasser, wird Missionar der Schwarzfußindianer, betreut die Seelen der Farmerfamilien. Alles geschieht aus eigener Initiative. Sein amerikanischer Bischof ist Hunderte von Meilen weit entfernt. Father Big Beck greift zu, wo die Not ruft. Er lehrt die Indianer arbeiten, gewöhnt ihnen den Alkohol ab, heilt ihre Krankheiten, baut ein Krankenhaus, gibt Gesetze — und ist immer unterwegs, sein Klappaltärchen auf dem Sattel seines ebenso unermüdlichen Pferdes befestigt. Gegen sich kennt er keine Rücksichten, tut alles, als wäre es selbstverständlich — mit fünfzig Jahren ist er zu Ende mit seiner Kraft. Er stirbt, die amerikanischen Jungen sagen: „... hat sich selbst aufgefressen."

In dem Roman „Das Schlachtfeld" gelang Herwig in der Gestalt des Onkels Maletzki die prachtvolle Figur eines polnischen Edelmannes ... „ein Junggeselle, berühmt von Krakau bis Posen durch seine sarkastische Bissigkeit, ein kleiner, säbelbeiniger Herr mit rundem Bäuchlein; unter seinem

altpolnischen Hängeschnurrbart zuckt fortwährend der schlagfertige Mund ...“ Wie weiß er über die Donquichoterien des Abenteurers Zmurko zu spötteln, der in Amerika für polnische Zwecke eine Armee schult; „... er hat sogar ein Artillerieregiment gegründet, freilich ohne Kanonen, dafür aber mit 122 Stabsoffizieren ...“ Onkel Maletzki hat aber ein Herz von Gold. Vom Geld hält er nur soviel, als daß es ihm gestattet, herrliche Feste zu feiern. Er ist generös im Schenken, liebt große Gastereien, bei denen es stürmisch vergnügt zugeht, wie je auf Festen altpolnischen Adels. Wie gelingt Herwig die Schilderung der Wolfshatz im treibenden Schnee! Wenn auch das Herrenhaus fast baufällig ist und die Betten für die Zahl der Gäste nicht ausreichen, was tut das! Wein ist da, heißer Meth fließt in Strömen, Kneiplieder steigen, Vaterlandsliebe glüht, zum Spiel der Musikanten wirbeln die Paare im Krakowiak und Mazur bunt durcheinander. Am nächsten Tage werden die Juden kommen und werden ihm das Dach über dem Kopf und die letzten mageren Kühe aus dem Stall wegpfänden. Da kann man nichts machen. Einmal will er sich noch als altpolnischer Edelmann fühlen. Es lebe Polen! Und dann wird er sich vor den Juden verbergen in der Kneipe des Jankiel, wo man so gut aufgehoben ist wie in Abrahams Schoß, denn Jankiel weiß, was einem Adeligen zukommt. Dort ist auch der alte Simon, der seinen Neffen häufig vertritt.

Und so ist dieser alte Simon: ein großer, weißbärtiger Jude, eine „wahre Patriarchengestalt“, seine Stimme ist dunkel und tief und tönt wie eine Glocke. Maletzki sagt von ihm, daß er ein Lebenskünstler sei, der so weise ist und so farbig lebt wie je ein Mensch. Simon selbst erzählt: „Ich habe ein Weib gehabt und habe Handel getrieben, aber ich fand,

daß ich nicht lebte. Ich habe die alten Bücher gelesen und die neuen Bücher, aber ich fand, daß ich nicht lebte. Da beschloß ich, ein Wanderer zu werden und das Leben zu suchen. Ich nahm nichts mit mir als das Wort Gottes und meinen Gebetsmantel. Ich habe Europa durchwandert ... und überall fand ich milde Hände, und ich fand Gottes milde Hand, die mir die weite Erde zeigte ... aber ich werde erst ruhig sein, wenn Jehova mich zu sich nimmt ... das Herz wird alt und sagt: ‚es ist nur eines — Jehova'."

Wer denkt da nicht an eine andere Judengestalt, den alten Markus der „Eingeengten", der in seinem Zigarrenkeller in der Motzstraße in Berlin haust, der Welt abgestorben in Weisheit! So deutlich und zum Greifen nah steht er vor uns, „die kleine, krumme Gestalt mit dem eingezogenen Kopf, mit kurzem, grauen Bart und klaren, weiten Asketenaugen". Er ist eigentlich Geigenbauer, man bringt zerbrochene Instrumente zu ihm, und er heilt sie wieder mit seinen vorsichtigen Fingern. Sinnbild seiner anderen Tätigkeit: er heilt auch zerbrochene Menschenherzen, zeigt armen Bedrängten, wie sie ihr Leben wieder von neuem anfangen können. Wunderbar ist jene Szene, in der Daniel ihm das erstemal begegnet. Trotz des späten Abends findet er den Laden hell erleuchtet. Straßendirnen sitzen um den Tisch, trinken heißen Tee, rauchen Zigarretten, trocknen ihre feuchten Schuhe an der Heizung. Die Güte des alten Markus hat ihnen hier eine kleine Zuflucht bereitet. Er selbst haust in einem Kämmerchen im Hintergrunde. Ein Tisch mit Werkzeugen und Holz, ein Feldbett und ein Stuhl, das ist die ganze Einrichtung. Er nimmt die Geige Daniels „wie ein krankes Kind in die Hände". Und er weiß schon, daß es mit der Seele des Musikers nicht anders

ist wie mit seiner zertrümmerten Geige. Er fragt nach dem Namen: „Daniel? — Ob er wisse, was das heiße? — Gott ist mein Richter", bedeutet es. Und Daniel merkt noch gar nicht, wie Markus, während er die Geige auseinander nimmt, ihre Schäden untersucht und damit schon ihren Heilprozeß einleitet, ein gleiches an seiner Seele tut.

Diese Szene ist einmalig wie die Gestalt des alten Markus. Rührend ist seine gütige Menschlichkeit, die sich trotz herben Asketentums doch in Versuchungen bewähren muß. Nichts lockt ihn mehr, nur eine hat er liebbehalten in seiner Einsamkeit, wie die Propheten ihren Raben oder ihre Taube hatten, die Heti. Da fliegt ihr Herz dem neuerschienenen Daniel zu. Es überkommt den alten Markus eine solche eifersüchtige Verzweiflung, so lebenswahr in jeder Regung, so eigentümlich kraftvoll und lebensvoll in den jüdischen Wendungen, man muß das einfach lesen!

Neben diesem weisen Markus, der die Freuden der Welt und ihre Leiden gering schätzt, steht dieser Daniel mit seinem Symbol, der zerbrochenen Geige, mit seiner quälenden Musik, die Menschenherzen aufreißt und die Wunden und Schwären grausamer Leiden bloßlegt. Natürlich möchte er diese Wunden wieder heilen. Aber „dazu müßte ich doch selbst erst heil sein, ich müßte sozusagen aus den Dissonanzen Harmonien machen können". Wie weit ist sein Weg bis dahin! Er führt ihn durch öde Einsamkeiten. Die anderen Menschen reichen nur an die Peripherie seiner Leiden heran, das Zentrum derselben wird von keiner menschlichen Hilfe erreicht. Daniel muß Schuld, Bedrohung, Verkettung in neue Bindungen, die ihn bis zur Verzweiflung quälen, allein tragen. Seine Leidensfähigkeit ist ungeheuer. Sie umwittert ihn wie ein Geheimnis, vor

dem die anderen in Ehrfurcht schauern. Sie zieht andere Menschen wie ein Magnet an, so daß sie sich an ihn hängen. Er verschließt sich nicht diesen Menschen — aber die Verknüpfungen seines Geschickes mit dem der anderen, bringen kein Glück. Sie fügen nur neue Leiden zu den alten, und es kommt einem vor, als wenn Daniel immer mit einem schweren Kreuz beladen durch die lärmenden Straßen Berlins ginge. Mit der Möglichkeit neuer endgültiger Beglückung taucht Hildegard für ihn auf. Verkettung äußerer und innerer Geschehnisse! Und der einsame Daniel läßt Hildegard freiwillig zurück, trägt sein Schicksal allein zu Ende, als ob nur Gott selbst ihm die Ketten seiner Gefangenschaft zu lösen imstande wäre. Erst im Tode kommt er als Befreier zu ihm. Für Daniel zu spät, um in die irdische Musik, die er einmal gemacht hat, befreiende Harmonien hineinzubringen. Herwig hat überhaupt eine große Vorliebe für die Musik und ihre Jünger. Aber zwischen Geigen- und Orgelklang liebt er auch das Dröhnen von Trommeln, bei deren Schall ein Jan von Werth in strahlender Lebenskraft mitten in brausendes Soldatenleben hineinspringt. Dieser Jan glüht für soldatische Ehre, fürs Fechten und Trinken, fürs Dreinschlagen und Reiten, für wilden Männerkampf. Auch für Abenteuer und Freundschaft, für Treue zu der über alles geliebten Frau, der er aber wieder davonläuft, wenn ein neuer Krieg durchs Land tobt.

Im Zug der Gestalten marschiert neben diesem gewaltigen Kriegshelden ein kümmerlicher Bube aus dem Berliner Norden, und doch auch ein Held! Wenn er auch nicht wie Jan von Werth gegen wilde Kriegsvölker kämpft, sondern gegen Not, Armut, Krankheit, Untergang in chaotischer Unordnung. Sein Körper ist schon in der ersten Kindheit ein

Wrack, ewig Schmerzen, bei Tag und Nacht. Es wäre so schön, sich in die Schmerzen einfach hineinfallen zu lassen und darin zu enden, stumpf, ergeben. Seine erste Tat ist symbolisch für sein ganzes Leben. Wie ein Tier kriecht er als Vierjähriger aus seinem Lumpenhaufen und macht als Erster Ordnung in dem Gerümpel des Umzugs. Wie in dem tapferen Jan, so steckt auch in ihm eine schier unermeßliche Lebenskraft, die alles überwindet: die Not, den kranken Körper, die niederziehenden Charaktereigenschaften des älteren Bruders, die Verkommenheit des Milieus. Der Erfolg verschließt sich so wackerem Kämpfen nicht. „Willi siegt!"

Aber Herwig kannte auch die dunklen Gesellen, Gestalten, die in den düsteren Hinterstuben von harmlosen Gemüsekellern in ihrer Gaunersprache verbrecherische Pläne austifteln. Leute wie der Lokkenkarle, der Zigeunerwilli und der lahme Adolf tragen den Stempel absoluter Echtheit an sich. Herwig wußte aus eigener Erfahrung um solche Existenzen; er hat ja selbst davon erzählt, wie er ohne Smoking, in einfacher Bluse, mit Schal, Apachenmütze, Schlappschuhen bei ihnen erscheint.

„Sie kennen mich alle; daß wir uns duzen, ist selbstverständlich! Geheimnisse gibt's nicht. Ihre Schlupfwinkel kenne ich vielleicht besser wie der gewiegteste Spitzel ..."[1]

Aus der Fülle dieses Wissens zeichnet Herwig auch eine Gestalt wie die der armen Liane, Agnes-Liane wie sie sich nennt, und in diesem Namen schon die merkwürdige Doppelseele verrät, die ihr zum Schutz und dann zur Verzweiflung wird und endlich zum Selbstmord führt.

Es würde zu lange währen, sollten hier alle Gestalten an uns vorüberziehen. Man fühlt auch so

[1] Erinnerungen

schon die schöpferische Kraft des Gestalters, die geistige Weite und Tiefe der Persönlichkeit, die hinter ihnen steht.

Schöpferische Kritik

Man würde Herwigs Persönlichkeit nicht in der Gesamtheit umfassen, wenn man ihre Auswirkung auf dem Gebiete der Kritik außer acht ließe. Seit 1909 hat er diese bis zu seinem Tode in der führenden katholischen Zeitschrift „Hochland" ausgeübt.

Was ihn persönlich für das literarische Richteramt befähigte, war seine unerschrockene Wahrheitsliebe, sein Einfühlungsvermögen, sein intuitives Erfassen des Schönen, sein Sinn für den Geist der Sprache. Seine seelische Gesundheit reagierte peinlich genau auf gesundes dichterisches Schaffen und stieß Krankhaftes ab, sowie ein gesunder Körper Krankheitsstoffe automatisch ausscheidet. Seine Weltanschauung, die des bewußt katholischen Christentums, gab ihm bei ethischen Entscheidungen einen sicheren Maßstab. Seine Kraft zu bejahen schärfte seine Augen für das, was der Bejahung würdig schien. Darum fehlte seiner Kritik die rein negative Note; sie war aufbauend, wo immer Aufbaustoffe in einer Dichtung vorhanden waren. Nüchterne Sachlichkeit, sein Haß gegen alles „Redensartliche" machten ihn empfindlich gegen hohles, schönrednerisches Schrifttum, dem innere Wahrheit mangelte und das die Erlebniskraft des Dichters heuchelte. Da er selbst sein Dichtertum mit hoher Verantwortung trug, sich im eifrigen Bemühen zu einem Sprachgewaltigen erzogen hatte, wußte er um das schwere Schicksal der Schaffenden. Seine Kampfesfreude prädestinierte ihn geradezu zum Kritiker des Hochlands, das sich ja zum Ziel gesetzt hatte, katholisches Schrifttum aus seiner „Ghettostellung"

herauszuführen und wieder in das allgemeine deutsche Schrifttum hineinmünden zu lassen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Streitfragen von einst einzugehen. Ich verweise auf den Aufsatz von Fuchs in der Festgabe zu Karl Muths 60. Geburtstag.[1] Uns ist es interessant, die wir die Errungenschaften des erbitterten Kampfes als Selbstverständlichkeiten hinnehmen, in den Streitschriften zu blättern, um die Härte desselben zu ermessen. Karl Muths und Herwigs Energie mußten durchsetzen, daß nicht seelsorgerische Zwecke allein bei Beurteilung von Kunst maßgebend sind, daß die Kunst Gesetzen der Schönheit unterliegt, die ihr Eigenrecht haben, die von Gott als dem Urheber alles Schönen stammen. Gewiß entsprachen seelsorgerische Tendenzen eine Zeitlang der Notwendigkeit und hatten darum auch Sinn. Aber man vergaß, daß Notwendigkeiten durch andere abgelöst werden, sobald ihr Sinn erfüllt ist.

Herwig ergriff die Aufgabe mit jener kraftvollen Lebendigkeit, die ihm eigen war. Auch hier ist er wie bei den Gestalten seiner Dichtungen voll persönlicher Anteilnahme; er hat nichts, aber auch gar nichts in seinen Kritiken von grauer Theorie an sich. Gleich im Beginn seiner Tätigkeit sagte er den Hochlandlesern, wie er die Aufgabe des Kritikers und diesen selbst sieht: „Er muß die Kunst lieben ... und er muß die Kunst kennen. Er muß ein Jahrzehnt lang willig und demütig ihre Erscheinungen studieren ... Auch unerbittlich muß er sein. Keine gute Absicht darf ihn beschwichtigen, keine elegante Form ihn bestechen ... Wo er aber Begabung spürt, muß er sie hegen ... „Bedenken wir

[1] Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. Kösel & Pustet, München 1927. S. 1.

doch, wie das ästhetisch Sündhafte alle geistigen Regungen des Menschen verdirbt, wie es ein falsches Weltbild schafft, das Geschehen auf den Kopf stellt, lügenvolle Menschenschemen spuken läßt, wie es die Wünsche, die Ziele alles Handelns verderblich beeinflußt und den Menschen für das wirkliche Leben und seine Aufgaben unbrauchbar machen kann.[1] Dieses Letzte ist wichtig, denn Herwig stempelt die Verfehlungen gegen die Gesetze der Schönheit auch zu ethisch sündhaften. Selbst gute Absicht, die die Seele des Lesers hüten will, kann demnach Sünden begehen, wenn sie die Gebote der Ästhetik außer acht läßt. Das ist seine Kampfansage gegen jede tendenziöse Einmischung in literarische Kritik.

So ist Herwigs Art zu kritisieren: in wenigen, kernigen Sätzen stellt er sich unrichtigen Meinungen entgegen; in einem kurzen literarischen Exkurs skizziert er seine persönlichen Ansichten, ohne einer bestimmten Persönlichkeit nahe zu treten. Das geht manchmal nicht ohne Stich und Hieb, aber eine irrige Meinung ist zurechtgerückt; altbekannte Wahrheiten, vielleicht gerade wegen ihrer Selbstverständlichkeit vergessen, sind wieder lebendig, frisch und — verpflichtend.

Was hat Herwig gegen literarische Schlagwörter und gegen das Einordnen der Dichter in bestimmte literarische Richtungen gewettert! Hier fühlt er sich selbst als Dichter beleidigt. Der lebendige Mensch, der sich in dem Kunstwerk offenbart, ist die Hauptsache. Daß er zufällig eine Sprache redet wie z. B. die des Naturalismus, kommt daher, daß diese eben seiner Persönlichkeit adäquat ist. Er erinnert seine dichtenden Kollegen, daß in einem Werk „die Ökonomie des Ganzen nicht zersprengt wird, d. h. daß Einzelszenen nicht überbetont im Vordergrund

[1] „Hochland", VII, 1, S. 97.

stehen“ (Hochland VII, 1, S. 603). „Einem Dichter muß Empfindungstiefe eignen, die Fähigkeit, in einem Erleben erst zunichte zu werden, ehe die Besonnenheit dem Erlebten Formen gibt“ (Ebenda, S. 96). „Zu diesem unerhörten seelischen Wagnis der dauernden Leidensbereitschaft muß sich noch die andere Kraft gesellen, nämlich die der Gestaltung, der Ausdrucksmöglichkeiten des Erlebten“. Diese Kraft nennt Herwig „Gnade“. Fehlt sie, dann ist die beste Absicht nicht ausreichend.

Man sehe sich einmal eine eingehende Kritik Herwigs an! Wie üblich gibt er zunächst den Inhalt wieder, in der Art, wie er ihn erfaßt hat. Schon da merkt der Leser die Mängel. Dann prüft Herwig die Gestalten auf ihre Lebensechtheit, moniert, wo er Konstruktionen findet statt Leben, überlegt freundschaftlich mit dem Verfasser, wo die Ursache des Übels sein könnte. Dann überblickt er den Aufbau, die Gruppierung der Personen, die Sprache als Ausdruck ihres Wesens.

Er lehnt nicht schlechthin ab — er erkennt das Gute an, ermutigt, gibt Ratschläge für die kommende Arbeit. Stellt es sich z. B. heraus, daß einem Autor die richtige Selbsteinschätzung fehlt, daß er sich auf Gebiete wagt, denen er seiner Begabung nach nicht gewachsen ist, während er auf anderen Feldern reiche Früchte ernten könnte, dann muß ihm der Kritiker den Weg zu diesen zeigen. Das ist Herwigs Meinung. „Dem Autor mit sanfter Gewalt die Nase in die rechte Richtung zu lenken, ist, scherzhaft gesagt, die Aufgabe des Kritikers, wobei ich bemerken möchte, daß ich mich keineswegs als Kritiker estimiere..., sondern eher als Kollege, dem man auch eine wohlwollende Grobheit nicht übel nimmt“ (Hochland X, 615).

Was er allein ächten will, ist die Schwäche, in

welchem Gewande sie immer kommt. Herwig wird aber erbarmungslos scharf, wo sich Schwäche mit Verantwortungslosigkeit paart. Mit großer innerer Freude, als wäre er persönlich damit beschenkt worden, vermerkt er das Gute, das aus dichterischer Kraft geboren, die Wahrheit des Geschehens in sich trägt. Und er begeistert sich, äußert sich in Superlativen, wo er kernige Gesundheit spürt. „Solche Bücher brauchen wir", pflegte er dann erfreut zu schreiben. Wie in seinen dichterischen Werken, so spürt man auch bei seinen Kritiken seine weise Lebenserfahrung, seine tiefgläubige Lebensbejahung. Ich erinnere da z. B. an die Kritik von Federers letztem Werk „Am Fenster", wo Herwig, von der Abstammung Federers redend, gläubig bemerkt: „Aus diesem Bunde ist dennoch Heinrich Federer entstanden, weil für Gott auch Krankheit und Sünde Material sind, mit dem er, unfaßbar für den platten Verstand, Schönes und Überraschendes schafft" (XXIII, 1, S. 98).

Wer Herwigs Kritiken las, mußte sich über seine feine Deutungskunst, über den sicheren Instinkt für das Wesentliche, über die Treffsicherheit seines Urteils freuen. Was seine Kritik zu einer schöpferischen machte, war Herwigs Vermögen, auch im Negativen noch das Positive aufzuspüren und dem Autor einen Weg zu weisen, wie er dieses deutlicher, sichtbarer in Erscheinung treten lassen könne.

In der Lebendigkeit, mit der Herwig seine Meinung vortrug, lag ein Zwang zur persönlichen Auseinandersetzung; auf eine so herzhafte Anregung mußte man innerlich reagieren. Ich glaube, daß die Autoren nicht ohne Nutzen seine Kritiken lasen und ihm häufig genug, trotz verletzter Dichtereitelkeit, innerlich zustimmen mußten. Manchem von ihnen

mag dann eine neue Idee gekommen sein, die sich in einem späteren Werk als fruchtbar erwies.

Dem Leserkreis aber hat Herwig sowohl ethische als auch ästhetische Wertmaßstäbe übermittelt, hat durch seine literarische Erziehung die Ansprüche gesteigert, so daß, was im katholischen Lager entstanden war, auch im Lager der anderen allmählich Eingang fand. Es stimmt schon, wenn Herwig in der bereits zitierten Festgabe für Karl Muth[1] mit Genugtuung feststellt: „Wir haben um zwei Dinge gekämpft: Um den Einlaß der katholischen Autoren von Rang in die deutsche Literatur und um die Anerkennung dieser Autoren bei den Katholiken selber. Und ich glaube, daß wir diesen Kampf gewonnen haben.[1]

[1] Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Kösel & Pustet, München 1927. S. 379.

Schlußwort

Wer könnte den Reichtum eines Menschenlebens ausschöpfen bis auf den Grund? Franz Herwigs Leben war bewußtes, mühsames Wandern zum Ewigen hin und stand in besonderer Weise unter dem Augustinuswort: „Für Dich, o Herr, hast Du uns geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir.“ Seine dichterische Mission war es, die Sehnsucht des modernen Menschen wieder in diese Richtung zu leiten. Darum gehört er zu den Wenigen, die Rainer Maria Rilke „Meister“ nennt, und von denen er in dem Gedicht von den Werkleuten sagt:

„Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister und
zeigt uns zitternd einen neuen Griff.“

Benützte Bücher

Außer den Werken des Dichters wurden folgende Bücher benutzt:

Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. Verlag Kösel & Pustet, München. 1927.

Erinnerungen an Franz Herwig von Dr. Agnes Herkommer und Lucie Stütz. Weimar 1932. Böhlaus Nachfolger.

Franz Herwig von Arthur Friedrich Binz. Wolfram-Verlag, Würzburg. 1923.

Ferner Bände aus der Zeitschrift „Hochland", Herausgeber Karl Muth. Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten.

Die Werke Franz Herwigs

I. Romane, Novellen, Legenden.

A. Werke der Frühe:

Die letzten Zielinskis. 1906.
Wunder der Welt, geschr. 1907, erschienen 1910.
Die Stunde kommt. 1911.
Jan von Werth. 1913.

B. Werke der Reife:

Dunkel über Preußen. 1920.
Das Schlachtfeld. 1920.
Das Sextett im Himmelreich. 1921.
Die feine Ingeborg. — Jabusch 1922.
Das märkische Herz. 1923.
Sterne fallen und steigen. Liszts letzte Liebe. 1925.
Sankt Sebastian vom Wedding. Eine Legende. 1921.
Deutsche Heldenlegende. Bd. I. 1924.
Deutsche Heldenlegende. Bd. II. 1928.
Die Eingeengten. 1926.
Hoffnung auf Licht. 1929.
Fluchtversuche. 1930.
Willi siegt. 1929.
Der große Bischof. 1930.
Tim und Klara. 1932.

II. Dramatische Versuche und geistliche Spiele,

Herzog Heinrich am Finkenherd. 1903.
Herrn Karls Schwert. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen. 1912.
Das Adventsspiel. 1921.
Das kleine Weihnachtsspiel. 1921.
Das Passions- und Osterspiel. 1921.
Das Mittsommerspiel. 1924.

III. Erzählungen für die Jugend.

Drei gute Kameraden.
Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer.
Heimat Kamerun.
Der getreue Deserteur.
Begräbnis des Hasses.
Der Pfarrer zu Pferd.
Der Bienenkorb.
Fernando de Magellan.

IV. Literarische Schriften.

Die Romankritiken der Zeitschrift „Hochland" von 1909 bis 1930, mit Ausnahme der Kriegsjahrgänge.
Die Zukunft des katholischen Elementes in der deutschen Literatur. 1922.
Die Zukunft des Mysterienspieles. 1922.
Versuch zu einem Selbstbildnis . . . in der Zeitschrift der „Ostwart". Breslau. 1924/25.
Rückblick — Ausblick . . . in „Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland". München 1927.

Redaktion der Zeitschrift „Der bunte Garten" 1925/27.

Zwecks Übersicht ist in dem Verzeichnis nur das Jahr der ersten Erscheinung der Werke angegeben.

Lebenslauf

Am 16. September 1896 wurde ich, Lore Lawnik, zu Hindenburg Oberschlesien, geboren. Ich besuchte das Lyzeum der Schulschwestern zu Beuthen O.S. und deren Oberlyzeum zu Brede bei Brakel, Kreis Höxter i. W., wo ich 1916 die Reifeprüfung bestand. Nach einer mehrjährigen Lehrtätigkeit an oberschlesischen Lyzeen begann ich im Sommersemester 1923 mein Studium. Ich studierte Germanistik, Geschichte und philosophische Propädeutik an den Universitäten zu Breslau, Berlin und Münster i. W. Januar 1930 bestand ich die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und im März 1931 die pädagogische Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Seit Ostern 1931 bin ich am Lyzeum St. Hildegard zu Soest beschäftigt.